



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

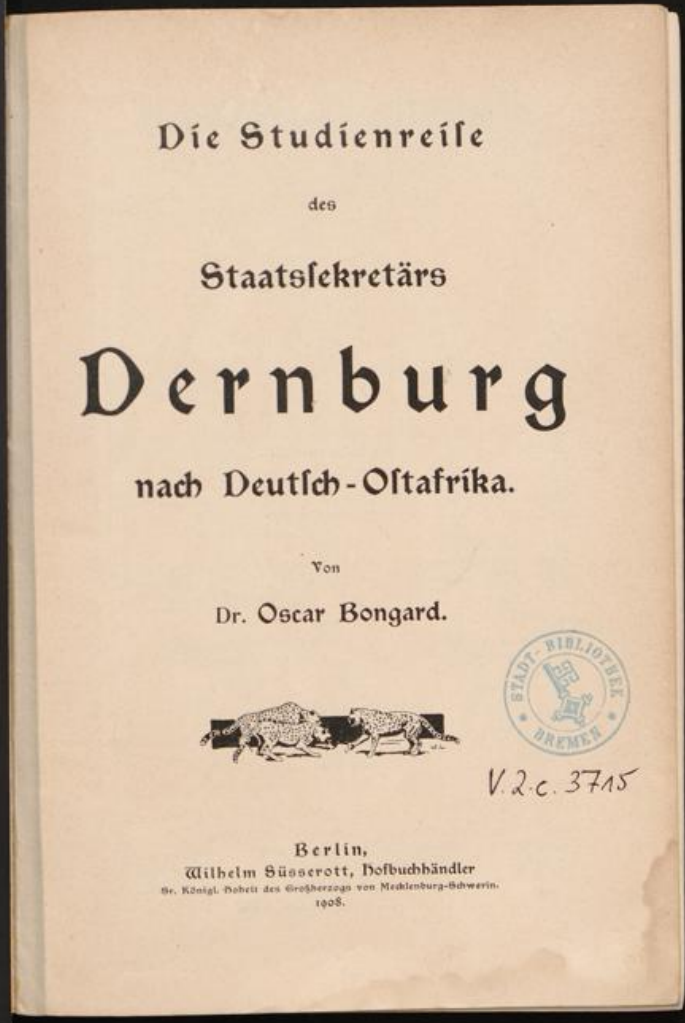
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Die Studienreise des Staatssekretärs Dernburg nach Deutsch-Ostafrika

Bongard, Oskar

Berlin, 1908

urn:nbn:de:gbv:46:1-8538

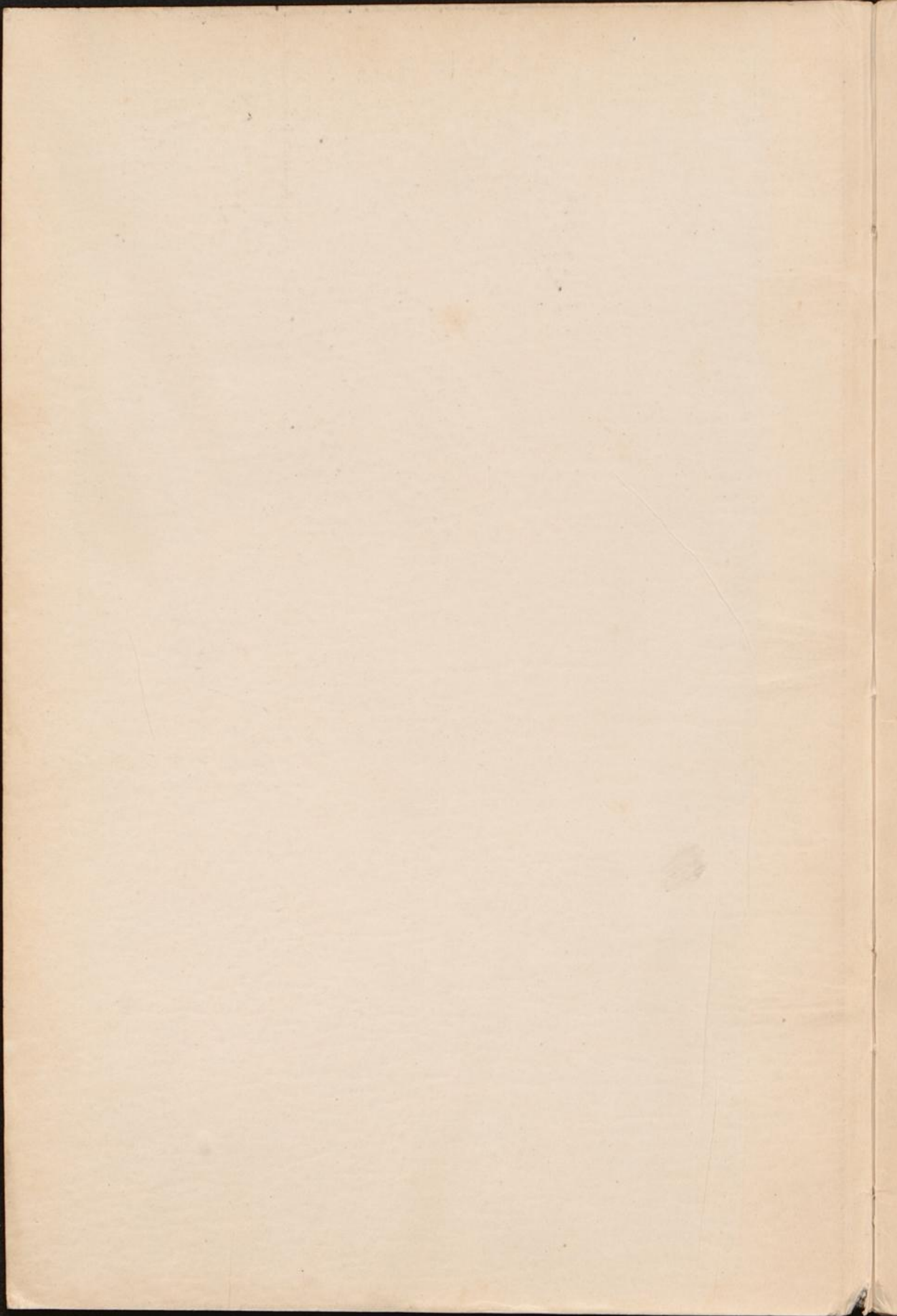


Bongard
+
Dernburg's
Musikwissenschaft
aus Pustitz-Ordnung

V. 2.

c

3715



V. 2. c. 3715.

1. 5. 3719

Die Studienreise des Staatssekretärs



Dernburg

nach Deutsch-Ostafrika.

Von

Dr. O. Bongard.

Berlin 1908

Wilhelm Süsserott, Buchhändler

Sr. Königl. Beih. des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin.

STOLWERCK



Der Name

STOLWERCK

bürgt für Güte und Preiswürdigkeit.

Die Studienreise
des
Staatssekretärs
Dernburg
nach Deutsch-Ostafrika.

Von
Dr. Oscar Bongard.



V.2.c. 3715

Berlin,
Wilhelm Süsserott, Hofbuchhändler
Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin.
1908.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Grefner & Schramm, Leipzig.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	7
Brief I.	
Die deutsche Finanzwelt und die Kolonien. — Gründerprojekte. — Potemkinsche Dörfer. — Dernburgs Begleiter	9
Brief II.	
Die Reisegenossen. — Im Automobil von Dar-es-Salaam nach Swakopmund. — Einige Winke für die Ausrüstung	11
Brief III.	
Die Schrecken des roten Meeres. — Dernburg als Passagier. — Port-Said. Einst und jetzt. — Matrosenball. — Schlechte Verpflegung	13
Brief IV.	
Uden, das Felsenest. — Seekrankheit. — Saule Witze. — Dernburg und die Erhaltung des afrikanischen Wildes. — Die Kommission zur Befreiung des Wildschutzes in Deutsch-Afrika. — Äquatorfeier	17
Brief V.	
Mombasa. — Deutsche Gründlichkeit. — Flüchtiger Besuch von Tanga. — An Zanzibar vorbei. — Der graue Tropen-Galarock. — Ankunft in Dar-es-Salaam	20
Brief VI.	
Geschäftlicher Aufschwung. — Die Beschäftigung der Askari. — Die Post. — Die Brauerei von W. Schulz. — Soliman bin Nasr el Lemke. — Ein Nachtfest beim Gouverneur	22
Brief VII.	
Dernburgs Pläne für den Aufenthalt in der Kolonie. — Zanzibar. Besuch beim Sultan	24
Brief VIII.	
Von Zanzibar über Dar-es-Salaam nach Mombasa. — Bahnfahrt nach Nairobi. — Wild- reichtum der Steppe. — Bedeutung der Jagd für Britisch- und Deutsch-Ostafrika. — Dernburgs Standpunkt. — Diner beim Gouverneur Hayes Sadler. — Gemeinsame Interessen von Britisch- und Deutsch-Ostafrika. — Nairobi. — Verwendung von Indern und Eingeborenen bei deutschen Kolonialbahnen	26

Brief IX.

Von Nairobi nach Port Florence. — Löwe, Hyänen und wilde Hunde. — Kamirondolente und die Schlafkrankheit. — Dr. Rathenau. — Fahrt auf dem Viktoria-Nyanza 29

Brief X.

Die Expeditionsmitglieder. — Geplante Unternehmungen. — Die Gefahr der Verwendung von Soldaten aus der eigenen Kolonie. — Eingeborenenbehandlung und internationale Kommission für afrikanische Eingeborenenpolitik. — Entebbe. — Professor Robert Koch auf der Insel Sesse 32

Brief XI.

Bukoba und seine Bedeutung. — Ein neuer Hafen? 36

Brief XII.

Seekrankheit. — Prunkvoller Empfang in Bukoba. — Besichtigung der Stadt. — Indische und holländische Waren. — Die Mode bei den Negerdamen. — Besuch der Sultane. — Die Missionsstation Marienberg. — Ausbreitung des Christentums. — Gegenbesuch beim Sultan Kahigi. — Stiftung des Fabrikanten Schubert aus Zittau 40

Brief XIII.

Ankunft in Muanza. — Abreise des Oberleutnant Quade nach Südwest. — Aufschwung des Handels durch die britische Ugandabahn. — Die Erschließung der Landschaften um den Viktoria-Nyanza. — Safari-Rückkehr von Expeditionsteilnehmern 43

Brief XIV.

Die Eisenbahnfrage Tabora-Muanza. — Die Baumwollpflanzung des Herrn Wiegand in der Landschaft Uera. — Antilopen- und Löwenjagd. — Safaribeschwerden. — Das Wildbrennen 46

Brief XV.

Im Herzen Afrikas I.

Ankunft in Tabora. — Die alten Sklavenjäger. — Die heutige Sklaverei. — Die Araber als Kulturförderer. — Die Arbeiterausfuhr und Auswanderung. — Der Handel Taboras 50

Brief XVI.

Im Herzen Afrikas II.

Auf der Boma von Tabora. — Maßnahmen für die wirtschaftliche Hebung des Bezirks. — Dernburgs Besuch beim Wali und bei den Indern. — Dernburg und Dr. Rathenau. — Abmarsch von Tabora 53

Brief XVII.

Der Marsch durch Goldfelder. — Neue Goldfunde. — Die Neger als Bauern. — Wassererschließung. — Wert der Bevölkerung. — Erkrankungen. — Chininprophylaxis. — Rückfahrt über den See. — Junges Nashorn 56

Brief XVIII.

Auf der Usambarabahn. — Die Kautschukpflanzung des Herrn Schaezsch in Muhesa. — Die Prinz Albrecht-Plantage (Sisalagaven) in Kihui. — Umani. — Kaffeeplantage Uderema. — Die Hapag-(Stangen-)Reisegesellschaft 58

Brief XIX.

Mombo. — Wilhelmsthal. — Schumewald. — Kwai. — falsche Gerüchte. — Ansichten und Wünsche des wirtschaftlichen Verbands der Nordbezirke 61

Brief XX.

Ansichten und Wünsche des wirtschaftlichen Verbands der Nordbezirke (Fortsetzung) 65

Brief XXI.

Die Baumwollkultur in Sadani. — Wieder in Dar-es-Salaam. — Morogoro und die feier anlässlich der Ankunft des Eisenbahngleises dort. — Überfall durch Löwen während des Festessens. — Glimmergruben und Arbeiternot. — Abschiedsfest im Klub zu Dar-es-Salaam 68

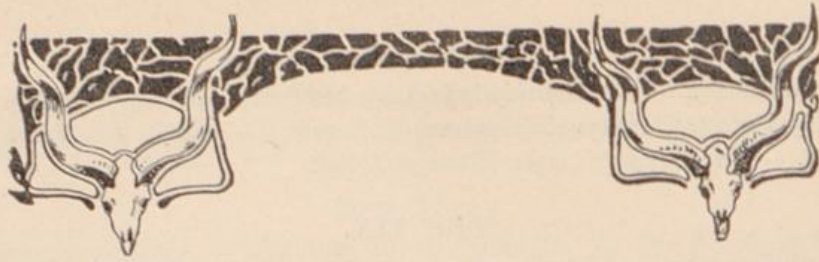
Brief XXII.

Über einige praktische Ergebnisse von Dernburgs Studienfahrt. Die Eingeborenenbehandlung und die Arbeiterbeschaffung für die Plantagen. — Die Erschließung des Landes durch Eisenbahnen. — Die Inderfrage. — Die verschiedenen Kulturen im Plantagenbetrieb 72

Schlusswort.

Dernburg im Gegensatz zu den Kolonisten. — Unstimmigkeit zwischen dem Staatssekretär und dem Gouverneur Freiherrn v. Rechenberg. — Der Gouverneur 78





Illustrationen.

	Seite
1. Dar-es-Salaam aus der Vogelschau	12
2. Jnderladen in Ostafrika	16
3. Die Spitze der Safari	17
4. Dernburg schreitet die front einer britischen Ehrenkompagnie von Sikhs in Entebbe ab	31
5. Frauen holen den Staatssekretär ein	34
6. Lager an verwitterten Felsen	41
7. Die Berichterstatter bei der Arbeit	51
8. Auf dem Marsche zum Sultan Kahigi	59
9. Sultan Kahigi führt seine Krieger vor	62
10. Einzug in Tabora	66
11. Der Markt in Tabora	73
12. Die Missionsstation Udala, Dernburg erwartend	77





Einleitung.

Als ich im Herbst 1906 schwer krank von Südwestafrika zurückkehrte und Monatelang in Krankenhäusern und dem milden Klima Italiens Genesung suchen mußte, da habe ich mir fest vorgenommen, nie mehr den Fuß in die Tropen zu setzen.

Allein kaum fühlte ich mich wieder wohler, da kam auch schon das Sehnen nach der eigenartigen Vegetation, nach dem blauen Himmel und nach afrikanischer Freiheit.

Es bestätigte sich der alte Erfahrungssatz, daß es jeden, der einmal in unseren afrikanischen Kolonien gelebt hat, mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder dorthin zurückzieht.

Ein industrielles Unternehmen trat in den letzten Tagen des Juni 1907 mit dem Ansuchen an mich heran, eine Studienreise nach Ostafrika anzutreten, um eine geplante Gründung auf ihre Aussichten an Ort und Stelle zu prüfen.

Gern folgte ich diesem Anerbieten, denn die Aufgabe reizte mich und dann hatte ich ja Gelegenheit, den grauen Himmel des verfloßenen nassen und kalten Sommers mit dem lachenden Blau des afrikanischen Himmels zu vertauschen.

Die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ hatten sich ungefähr um die gleiche Zeit an mich gewendet, ob ich als ihr Berichterstatter die Reise des Staatssekretärs Dernburg mitmachen wolle. Ich verhehlte mir nicht, wie beschwerlich es sein würde nach anstrengenden Märschen in tropischer Hitze noch umfangreiche Berichte zu schreiben.

Der Umstand aber, daß die Leipziger Neuesten Nachrichten ein großes, angesehenes und sehr viel gelesenes Blatt sind, bestimmte mich zuzusagen, denn durch meine Berichte konnte ich dazu beitragen die Kenntnis von unseren Kolonien in weite Kreise unseres Volkes zu tragen. Ich verband also die Studienreise mit der Berichterstattung. Zu bereuen habe ich meine

Reise nicht gehabt, denn ich habe davon abhalten können, daß eine Gründung zustande kam, bei der sicherlich eine Menge deutschen Kapitals verloren gegangen wäre und dann haben meine Reisebriefe gute Aufnahme gefunden.

Eine außerordentlich große Anzahl Anfragen, welche bei der Redaktion der Leipziger Neuesten Nachrichten und bei mir eingelaufen sind, haben mich veranlaßt, mein Einverständnis zur Herausgabe meiner Reiseberichte in Buchform zu geben.

An meine Einwilligung habe ich die Bedingung geknüpft, daß ein Teil des Reinertrags zur unentgeltlichen Verbreitung volkstümlicher Kolonialschriften Verwendung finden muß.

Ich will nicht versäumen hier als alter Afrikaner dankbar anzuerkennen, daß die deutsche Presse sich in der letzten Zeit um unsere Kolonien große Verdienste dadurch erworben hat, daß sie ihnen größere Aufmerksamkeit schenkt und auch ihre inneren Angelegenheiten erörtert. Mehrere große Zeitungen haben die hohen Kosten nicht gescheut eigene Berichterstatteer hinauszusenden, die über Land, Leute, die wirtschaftlichen Verhältnisse und Aussichten ihr Urteil abgeben sollen. So wird immer mehr die Legende widerlegt werden, daß unseren Kolonien jede Entwicklungsfähigkeit abzusprechen sei und daß es sich nur um kostspielige Spielereien handle.

Aber andererseits werden auch Mängel und Fehler offen aufgedeckt werden, deren Beseitigung jeden echten Kolonialfreund nur aufrichtig freuen kann.

Berlin, den 8. Dezember 1907.

Dr. Oscar Bongard.





I.

Im Mittelmeer an Bord des R. P. D. „Feldmarschall“, den 18. Juli 1907.

Die deutsche Finanzwelt und die Kolonien. — Gründerprojekte. — Potemkinsche Dörfer. — Dernburgs Begleiter.

In heißer Erbitterung entbrannte im verflossenen Winter der Streit um den Wert unserer Kolonien, und auch der entlegenste Ort im Deutschen Reiche wurde von Flugblättern überschüttet oder von Rednern aufgesucht, welche sich für oder wider die Notwendigkeit einer deutschen Kolonialpolitik aussprachen. Während bisher die große Masse des deutschen Volkes unserem Kolonialbesitz kein Verständnis, ja nicht einmal in den letzten blutigen Aufständen nachhaltiges Interesse entgegengebracht hatte, wurden unsere Schutzgebiete und ihre Bedeutung für die deutsche Volkswirtschaft nunmehr der Gegenstand der lebhaftesten Erörterungen in allen Schichten der Bevölkerung.

Der Mann, der dies fertig gebracht hat, der heutige Staatssekretär des Reichskolonialamts, Dernburg, beschränkte sich nicht darauf, das deutsche Volk aus seiner betrübenden und beschämenden Gleichgültigkeit aufzurütteln, sondern er bemühte sich, das erweckte Interesse wach zu halten, und es der rückständigen wirtschaftlichen Erschließung unseres überseeischen Besitzes nutzbar zu machen.

Die wenigen Monate, die seit der erlösenden Kolonialbewegung verflossen sind, haben Erfolge gezeitigt, wie sie bisher in ebensoviel Jahren nicht zu erzielen waren. Die deutsche Finanzwelt, die infolge der früheren Verluste ihre Taschen ängstlich für deutsche koloniale Unternehmen zugknöpft hielt, geht mit den interessierten Industriellen Hand in Hand, um die Ziele der deutschen Kolonialpolitik erreichen zu helfen. Aber an Stelle früherer Unüberlegtheit ist eine weise Bedächtigkeit, ein ernstes Prüfen getreten. Die Finanz geht ihren Weg nur noch zusammen mit dem Fachmann.

Diese Willigkeit hat nichts zu tun mit allen den vielen kolonialen Projekten und Projektchen, die gegenwärtig in Deutschland auftauchen und als wahre Goldgruben angepriesen werden, es aber zum großen Teil nur auf den Gründergewinn abgesehen haben. Für diese Sachen ist die Großfinanz unter Dernburgschem Einfluß nicht zu haben, und daher müssen sich die Gründer an die breite Masse des deutschen Volkes wenden. Dernburgs wichtiger und richtiger Grundsatz ist, eine Zersplitterung des deutschen Kapitals zu verhüten, damit es wirksam und mit Kraft da angelegt werden kann, wo es für die großen weitsichtig angelegten Erschließungsarbeiten deutschkolonialer Wirtschaftspolitik erforderlich ist.

„Meine Aufgabe ist es, das deutsche Kapital vor Enttäuschungen und Schädigungen zu bewahren“, hörte ich neulich Dernburg bei einem Gespräch über eine nachgesuchte Kolonialkonzession sagen. Er bestätigt hierdurch seinen oben ange deuteten Einfluß auf die deutsche Großfinanz, läßt aber zugleich auch durchblicken, daß er demnächst ausflärend und warnend in Beziehung auf diese geldwerbenden Gründerprojekte wirken will.

Es wäre verkehrt, wenn ich ohne weiteres aus dem oben Gesagten die Schlussfolgerung zuließe, als ob alle kolonialen Erwerbsunternehmungen, die nicht von der deutschen Großfinanz unterstützt werden, keine Existenzberechtigung hätten. Aber Vorsicht ist ihnen gegenüber geboten, und es ist wohl zu prüfen, ob es sich um ein ernsthaftes, durchgearbeitetes und durchführbares Projekt handelt. Der Laie, der hierzu sein Geld hergeben soll, tut gut daran, erst an maßgebenden Stellen Erkundigungen einzuziehen.

Wollte man den Grundsatz walten lassen, in unseren kolonialen Unternehmen solle sich ohne jede staatliche Bevormundung die Konkurrenz frei entfalten, so daß das Schwache und Kranke zugrunde geht, das Starke und Gesunde sich aber desto kraftvoller entwickelt, dann würde bald an Stelle der Kolonialbegeisterung des letzten Winters und der jetzigen Willigkeit erst ein Sturm der Enttäuschung und dann die frühere Gleichgültigkeit treten. Der kleine Mann, der sein Geld in ein koloniales Unternehmen gesteckt und verloren hat, wird nicht seine eigene Kurzsichtigkeit oder Fehler des Projektes verantwortlich machen, sondern die Kolonialpolitik, die Kolonien und die Kolonialverwaltung. Es liegt dies im Zuge der Zeit. Der Bürger hat die Empfindung, daß nach einer staatlich eingeleiteten Kolonialpropaganda sich die staatliche soziale Fürsorge auch auf die Sicherung kolonialer Geldanlagen erstrecken müsse, wie dem Staate heute die Fürsorge für Leben, Unfall, Krankheit, Alter und Invalidität obliegt.

Inwieweit Dernburg dem bei der Erteilung von Konzessionen Rechnung tragen und welche Maßregeln er ergreifen wird, um schwindelhaften Gründungen vorzubeugen, wird sich — was Ostafrika anbelangt — im Verlaufe seiner am 15. Juli in Neapel nach Ostafrika angetretenen Reise herausstellen. Es ist anzunehmen, daß man dem Staatssekretär des Reichskolonialamts, natürlich vom besten Willen beseelt, Potemkinsche Dörfer vorsührt. Wird Dernburg, der zum ersten Male hinauskommt und dann noch ganz unter dem Eindruck des Neuen steht, Wichtiges von Unwichtigem, Wahres von Falschem unterscheiden können? Wird er isoliert durch die Verwaltungsbeamten nur das hören und sehen, was er soll, oder wird er auch auf irgendwelchem Wege mit anderen Kreisen in Verbindung treten und deren Schmerzen, Klagen, Wünsche und Ansichten vernehmen? Das sind die Erörterungen, welche sich an die Reise Dernburgs knüpfen.

Wir glauben, daß die Bedenken, welche in diesen Fragen enthalten sind, weniger schwer ins Gewicht fallen, denn es sind gewisse große, später noch näher zu besprechende Gesichtspunkte, die Dernburg zu seiner Reise veranlaßten und man darf erwarten, daß er sich über diese so eingehend vorher informiert hat, daß er mit kritischem Blick Schwächen und Blendwerk herausfinden kann. Mögen dann so und so viele weniger wichtige Dinge während der Festvorführung — denn so etwas wird es ja wohl werden — in rosigstem Lichte erscheinen und nachher wieder in Nacht und Dunkel zurücksinken, so schadet dies auch nichts. Jedenfalls ist diese Reise vom Standpunkte unserer kolonialen Sache aus mit Freude zu begrüßen, denn das steht fest, sie ist nicht eine unter dem Namen Informationsreise ausgeführte Vergnügungsfahrt, sondern ein wichtiges Glied in der von Dernburg zu schmiedenden Kette praktischer Erschließungsarbeiten. Eine Anzahl Männer, die an diesen Arbeiten helfen werden, erwarten den Kolonialminister in Deutsch-Ostafrika und werden sich ihm dort anschließen.

An Bord des Feldmarschall, wo Dernburg sich am 15. Juli nachts 10 Uhr in Neapel, mit dem Präsentiermarsch begrüßt, einschiffte, lebt der Staatssekretär sehr zurückgezogen; er verbringt den größten Teil des Tages mit Arbeiten. Die Mahlzeiten nimmt er im großen Speisesaal an einem der Seitentische mit den Herren seiner Begleitung ein. Zu letzterer gehören Oberstleutnant Duade, Geheimer Regierungs- und Baurat Baltzer, Rittmeister Graf Henckel von Donnersmarck, Bankier und Ingenieur Dr. Rathenau, Landschaftsmaler Fr. Wildhagen. Am 17. Juli verlebte Dernburg seinen Geburtstag an Bord. Bemerkbar wurde dies lediglich durch ein ihm morgens von der Schiffskapelle gebrachtes Ständchen.

II.

Port-Said, an Bord des „Feldmarschall“, den 19. Juli 1907.

Die Reisegenossen. — Im Automobil von Dar-es-Salaam nach Swakopmund. —
Einige Winke für die Ausrüstung.

Auf die Zusammensetzung der Passagiere unseres Dampfers ist Dernburgs Reise natürlich von großem Einfluß gewesen. Abgesehen von den im letzten Brief genannten Herren der näheren Umgebung folgten noch vier Journalisten und ein Photograph, soweit die Verhältnisse es ermöglichen, dem Staatssekretär auf seiner Reise. Dann sind noch einige Herren da, die Dernburgs Anwesenheit in Ostafrika zur Erledigung bezw. zum Abschluß kolonialer Unternehmungen ausnutzen wollen, und schließlich hat sich mancher mit seiner Reise so eingerichtet, daß er diesen Dampfer benutzen kann, da er erhofft, mit dem populären Kolonialgewaltigen bekannt zu werden, ihn auf sich aufmerksam zu machen und dabei allerhand Nutzen herauszuschlagen.

Ein Ablösungstransport von Marinetruppen für S. M. S. „Buffard“ und „Seeadler“ in der Stärke von 15 Offizieren und Deckoffizieren und 139 Unteroffizieren und Mannschaften trägt nicht dazu bei, die Fahrt auf dem vollbesetzten Dampfer behaglicher zu machen. In letzter Stunde vor der Abfahrt kamen in Neapel noch mit Töf-föf-feschwindigkeit der sächsische Oberleutnant a. D. Grätz und sein Begleiter Theo von Röder an Bord, welche von Dar-es-Salaam aus Afrika von Ost nach West mit dem Automobil durchqueren wollen. Herr von Röder aus Hamburg hat sich erst 24 Stunden vor der Abreise zur Mitfahrt entschlossen. Der Chauffeur, Herr Caspar Neuberger, hatte sich schon früher eingeschifft und das Automobil ist in einer riesigen Kiste verpackt im Laderaum verstaut. Selbstredend werden die Ausichten dieser kühnen Automobilfahrt eifrigst besprochen, und die Ausichten der „Kenner“ neigen der Anschauung zu, daß ein Gelingen so gut wie ausgeschlossen sei. Von Dar-es-Salaam geht es über Nyapua, Kilimantinde, Tabora nach Bismarckburg am Tanganyika, von wo auf der Stevenson-Road Karonga am Nyassa erreicht werden soll. Hier will Herr Grätz das Auto per Dampfer nach Domira-Bay verschiffen, um die Fahrt über Fort Jameson nach Nombashi, dem Schnittpunkt der Strecke mit der Kap-Kairo-Bahn, fortzusetzen. In genau südlicher Richtung ist die Weiterreise nach Bulawayo, der Hauptstadt Rhodesiens, geplant. Von Palapye, der letzten Etappe an der Kap-Kairo-Bahn, geht es auf der Route des bekannten deutschen Afrikaforschers, Professor Passarge, durch die Kalahari, um in Riedfontein wieder deutsches Gebiet zu erreichen. In Deutsch-Südwest-Afrika führt der Weg über Gobabis-Windhuk-Groß-Barmen, Otjimbingwe nach Swakopmund. Für die ganze Fahrt sind acht Wochen in Aussicht genommen. Unterwegs sind Lebensmittel, Benzin, Gummi, Öl usw. auf 25 Stappen quer durch Afrika niedergelegt. Das Automobil ist besonders für diese Fahrt in der süddeutschen Automobilfabrik zu Gaggenau konstruiert. Da gegenwärtig Trockenzeit ist, Grätz als früherer Schutztruppenoffizier Afrika kennt und für die Konstruktion des Autos die Erfahrungen der Lastautomobile in Deutsch-Südwestafrika ausgenutzt worden sind, ist der Plan weniger aussichtslos, als es auf den ersten Blick erscheint.

Der Typus des lauten, aus Gewohnheit schimpfenden, aber im Grunde gutmütigen und tüchtigen alten Afrikaners tritt diesmal nicht so hervor, wie ich es von früheren Reisen gewohnt bin. Vielleicht ist Dernburgs Anwesenheit auch die Ursache hiervon. Dagegen macht sich wieder der schwadronierende, alles besser wissende Neuling in mehreren Exemplaren geltend, der Afrika schon wie seine Hosentasche kennt und mit Überlegenheit über die wichtigsten afrikanischen Fragen sein Urteil abgibt. Alles, was er mitbringt, ist hervorragend für Afrika geeignet, und dabei ist der Ärmste ausgerüstet, daß Gott sich erbarme.

Wir möchten nicht versäumen, bei dieser Gelegenheit einige Winke für die Ausrüstung nach Deutsch-Ostafrika zu geben, denn jeder Dampfer führt eine

Menge Deutscher hinaus, die sich meist auf die Angaben der Ausüstungsgeschäfte verlassen.

Zunächst gelte der Grundsatz, mit der Beschaffung dessen, was mitgehen soll, so früh wie möglich zu beginnen und alles anzupassen und auf seine Richtigkeit zu prüfen, sonst kann man beim Auspacken seiner Sachen in Afrika sehr unangenehme Überraschungen erleben. Einige Beispiele aus meiner jetzigen, ziemlich unvermutet gekommenen Ausreise werden dies am besten bestätigen. Vorsorglich hatte ich den Tag meiner Abreise um 48 Stunden früher angegeben, trotzdem lieferten mir zwei große Geschäfte 20 Stunden nach dem angegebenen Termin. Der Tropenhut kam zwei Stunden vor der Abreise, sein Kalibezug war zu klein, und als ich den Hut aufsetzte,



1. Dar-es-Salaam aus der Vogelschau.

fiel er mir bis über die Ohren; also eine kleine Verwechslung in der Nummer. Die nach Maß bestellten Dinerjackets waren eher für ein Elefantenküken, als für meine Gestalt gefertigt. Vom photographischen Apparat fehlte der Kodakansatz für Rollfilm usw. Dank der sofortigen Nachprüfung ließen sich diese Mängel der Lieferungen größtenteils beheben. Nur eins ließ sich nicht mehr ändern, und dieser Fall ist der Gipfel der Unverschämtheit, wie er mir bei einem deutschen Geschäft bisher als unmöglich erschienen war. Von der Tasche meines photographischen Apparates hatte ich den Schlüssel verloren und ich sandte daher zu einem großen Geschäft in der Mittelstraße in Berlin, damit man mir einen neuen Schlüssel anfertigt. Als ich gegen Erlegung von 1,25 Mark die Tasche und einen Schlüssel zurückerlangt hatte, und sie samt dem Apparat verpacken wollte, fiel Schloß und Apparat heraus, wobei letzterer beschädigt wurde. Das Schloß war einfach aus dem Leder herausgeschnitten worden, um den Schlüssel zu fertigen, und dann mit zwei Stiften ohne Vernietung lose wieder angefügt. Man hatte augenscheinlich damit gerechnet, daß der Schaden vor Afrika nicht bemerkt würde. Man sieht also, wie wichtig es ist, sich frühzeitig, in Ruhe und

unter Nachprüfung der Lieferung auszurüsten. Die Anzahl der Geschäfte, die sich mit Tropenausrüstungen befassen, wächst mit jedem Tage, wächst mit jedem Tage, wer sich aber auf diejenigen ohne genügende Erfahrung verläßt, der riskiert, daß er nach Ostafrika ausreisend, eine halbe Ausrüstung für Südwest und umgekehrt erhält.

Für die Seereise ist einer der bekannten, nicht zu hellen Strandanzüge zu empfehlen, der mit zunehmender Hitze mit einem Anzug aus imitierter oder echter Bastseide und später mit den weißen, baumwollenen Tropenanzügen zu vertauschen ist. Beim Diner herrscht in der ersten Klasse Frack oder Smoking. Der Tropenhut darf beim Kabinengepäck nicht fehlen, denn die Besuche an Land in Aden, Mombasa, Zanzibar, bringen die Gefahr des Sonnenstiches. Wenige Minuten, in denen der Kopf nicht hinreichend geschützt ist, genügen, um ihn hervorzurufen.

Das, was man während der Fahrt an Wäsche und sonstigen Dingen braucht, packt man in zwei Koffer, von denen der eine in der Kabine, der andere in dem wöchentlich mehreremal zugänglichen Gepäckraum verstaut wird. In Ostafrika wird der geschlossene weiße baumwollene Tropenanzug getragen. Bei festlichen Anlässen tritt an die Stelle des geschlossenen das offene Jackett mit weißer Weste. Zum Diner legt man ein besonderes, kurzes Jackett mit weißer ausgeschnittener Weste, schwarzen Hosen und schwarzen Lackschuhen an. Es ist kein Unglück, wenn sich der Ausreisende nicht mit viel Tropenanzügen in Deutschland versehen hat, denn in Ostafrika sind diese überall an der Küste in kurzer Zeit nach Maß auch nicht teurer als in der Heimat zu erhalten.

Die Schuhe sind aus weißem Segeltuch, für Regenzeit, Märsche usw. aus hellem Leder. Für den Abend trage man nur hohe, über die Knöchel reichende Schuhe, da diese Stelle des Körpers von den Moskitos besonders bevorzugt wird, die durch ihren Stich die Malaria, den gefährlichsten Feind des Europäers in den Tropen, übertragen.

Heute reist kaum jemand ohne photographischen Apparat aus, es verlohnt sich deshalb auch hierüber ein Wort zu sagen. Der Apparat muß möglichst einfach konstruiert sein. Holz quillt, Eisen und Stahlteile rosten, sind also zu vermeiden. Der Balgenauszug darf nur aus gutem Leder sein, denn Kaliko wird von den Insekten angefrisst. Films verderben außerordentlich leicht in den Tropen, deshalb sind Platten trotz ihrer Schwere vorzuziehen. Die große Hitze bringt die Gefahr mit sich, daß sich die Gelatineschicht beim Fixieren oder Wässern der belichteten Platten löst. Durch Härten mit Alaun oder Formalin nach dem Entwickeln kann man hier vorbeugen.

Es überschreitet den Rahmen dieser Berichterstattung, eine eingehende Schilderung der Tropenausrüstung zu geben, und wir müssen uns mit den angeführten Hinweisen begnügen. Um dem nach unseren Kolonien Ausreisenden bei seiner Ausrüstung mit Rat an die Hand zu gehen, habe ich mich bemüht, meine Erfahrungen auf diesem Gebiet in einem Büchlein niederzulegen, das vor zwei Monaten unter dem Titel: „Wie wandere ich nach deutschen Kolonien aus? Ratgeber für Auswanderungslustige“, bei Süßerott in Berlin erschienen ist*). Es würde mich freuen, wenn ich durch meine Ratschläge manchen vor Ärger, Enttäuschung und unnützer Geldausgabe bewahren könnte.

III.

An Bord des „feldmarschall“, den 22. Juli 1907.

Die Schrecken des roten Meeres. — Dernburg als Passagier. — Port-Said.
Einst und jetzt. — Matrosenball. — Schlechte Verpflegung.

Das rote Meer ist der am meisten gefürchtete Teil der Reise nach der ostafrikanischen Küste, da hier die schrecklichste Hitze zu herrschen pflegt. Ich habe es hier schon erlebt, daß ein Weißer unter dem Einfluß der Temperatur wahnsinnig wurde

*) In drei Monaten ist die erste Auflage dieses Buches in der Höhe von achttausend Stück vergriffen gewesen, so daß nach Weihnachten schon die zweite Auflage erscheinen muß.

und über Bord sprang, ein Fall, der sich in diesem Gewässer schon öfter ereignet hat. Wir sind nun mitten im roten Meer, haben aber verhältnismäßig Glück gehabt, da eine hübsche Brise weht. Trotzdem ist es so warm, daß es unmöglich ist, aus der Schänke ein kaltes Getränk zu erhalten. Wie schnell nämlich die Flaschen in den Eisehrank kommen, so schnell gehen sie auch wieder heraus, um den brennenden Durst der Reisenden zu löschen; zum Abkühlen ist also gar keine Zeit. An Stelle des Bieres ist der in den Tropen besser bekommende Whisky-Soda, aber mehr noch Zitronenlimonade getreten. Alles stöhnt und ächzt unter der Hitze und zum Diner erschien die Hälfte der Herren — worunter sogar einige Engländer — anstatt im warmen Smoking im bequemen weißen Tagesanzug.

Am verständlichsten kann ich den Hitzegrad klar machen, wenn ich anführe, daß selbst Dauerstatbrüder zu streiken anfangen. Daß unter diesen Umständen das Schreiben von Reisebriefen nicht zu den angenehmen Beschäftigungen zählt, brauche ich kaum zu versichern und es gehört schon die Gewissenhaftigkeit eines Spezialberichterstatters dazu, wenn man, anstatt im bequemen langen Stuhl zu schlummern, im roten Meer in Schweiß gebadet, am Schreibtisch sitzt. Dernburg hat mittlerweile eine Reihe von Vorstellungen entgegengenommen und einzelne Herren und auch Damen zu außerordentlich anregend verlaufenen Bierabenden eingeladen. Wer einige Mal mit ihm zusammengekommen ist, der nimmt den Eindruck mit fort, daß Dernburg eine Persönlichkeit ist, die sich nicht so leicht etwas vormachen läßt und die ihren eigenen Kopf hat. Die in der Presse ausgesprochene Befürchtung, daß der Staatssekretär schon im Fahrwasser der Geheimräte treibe, und die Juristen ihn schon ganz für sich eingenommen hätten, ist deshalb noch nicht ernst zu nehmen. Es wäre dieses auch sehr traurig und würde insbesondere für die Zusammenziehung des Kolonialbeamtenstandes verhängnisvoll werden.

Die Beamtenfrage in unseren Kolonien ist mit eine der wichtigsten und der der Eingeborenenbehandlung, der Arbeiterbeschaffung, der Besiedelung usw. wohl an die Seite zu stellen. Viel hat sich schon gebessert. So ist die große Unzufriedenheit bedeutend geringer geworden gegen früher. Die Ursache ist in der besseren Regelung der Gehaltsverhältnisse, der Altersstufen usw. zu suchen. Bei der Vorstellung der Gouvernementsbeamten an Bord sprach Dernburg die Absicht aus, dafür zu sorgen, daß den Beamten das Leben in den Kolonien so angenehm wie möglich gemacht würde.

In Port Said kam der deutsche Konsul zur Begrüßung an Bord. In seiner Begleitung wurde eine Rundfahrt durch den Hafen zur Besichtigung der großartigen Kanalanlagen gemacht und dann betrat Dernburg den afrikanischen Boden zunächst zu einer Wagenfahrt, und hernach zu einem Spaziergang durch die Stadt. Wenn ich den Eindruck von Port Said mit wenigen Worten treffend schildern soll, so muß ich mich in meinen Gedanken um Jahre zurückversetzen, in die Zeit, als ich zum erstenmal Port Said sah. In die Zeit, wo die ersten Eindrücke einer neuen Welt den schlummernden Zauber orientalischer Märchenphantasien weckten, wo Schönes und Gutes zur Begeisterung entflammten und Idealgestalten das Zukunftsbild meines Lebens bevölkerten. Schwere Stürme haben inzwischen mein Lebensschifflein hin- und hergeworfen, und haben Phantasie und Begeisterung über Bord gewaschen. Der Blick ist kritisch geworden, und bei neuen Eindrücken kommt nicht mehr die Phantasie, sondern der Verstand zu seinem Recht. Eigentlich möchte ich, es wäre noch wie früher. Als ich die leuchtenden Augen aller derer sah, die zum erstenmal afrikanischen Boden betraten, als ich sah, wie sie gleichsam wonnetrunken aus dem Schauen und Staunen gar nicht herauskamen, da ergriff mich ein Sehnen nach vergangenen Zeiten und Empfindungen.

Ich will versuchen, Port Said zu schildern, wie ich es früher sah und wie ich es jetzt sehe: Vom hellsten Sonnenlicht umflutet, steht an der Hafeneinfahrt, auf der Raimauer, das Denkmal von Lesseps, dem Erbauer des Kanals, dieses großartigen Kulturwerks. Bald tauchen bei der Einfahrt die einzelnen weißen Häuser auf, und dann das palastartige Verwaltungsgebäude der Suezkanal-Kompagnie. Im Hafen selbst herrscht ein Gewimmel von Bötten, die mit buntgekleideten Schwarzen bemannt sind. Sobald die Schiffspapiere geprüft und der Dampfer freigegeben ist, strömen die

farbigen Gesellen mit buchstäblich affenartiger Gewandtheit und Geschicklichkeit auf das Schiff und bieten allerhand Waren und ihre Dienste als Führer an. „Ich gut Deutsch“, „Ich Hassan Bismarck“, „Ich gut Freund Kaiser Wilhelm“, tönt es durcheinander und man erfreut sich an den drolligen Sprachversuchen und der deutschfreundlichen Gefinnung der schwarzen Brüder. Unter Führung eines von ihnen geht es durch sauber gekleidete schwarze Zollwächter und schwarze Polizisten hindurch an Land, wo sich Geschäft an Geschäft reiht. Allerhand orientalische Schmuckfachen in Gold, Silber, Mosaik, Straußens Federn und Straußensächer, Spitzen, ägyptische Zigaretten, Ansichtskarten und tausend andere Dinge werden feilgeboten. In den Straßen bewegen sich in bunter, malerischer Tracht verschleierte Orientalinnen, sowie braune und schwarze Männer, die sich aus Fellachen, Arabern und Negern zusammensetzen. In der Araberstadt zieht zunächst die Moschee mit ihrem schlanken Turm das Auge auf sich, dann aber fesselt das geschäftige orientalische Leben auf dem Markt und in den Straßen den Blick, und die Gestalten der Märchenwelt aus Tausend und eine Nacht ziehen aus der Erinnerung goldener Jugendzeit herauf und verkörpern sich in der Umgebung. Willig folgt man dem Locken des beredten, in allen Sprachen radebrechenden Führers, die Nationaltänze schöner arabischer Frauen anzuschauen, und man staunt und träumt sodann von orientalischen Haremsgeheimnissen, von morgenländischem Wohlleben und orientalischer Sinnlichkeit. So sah ichs einst.

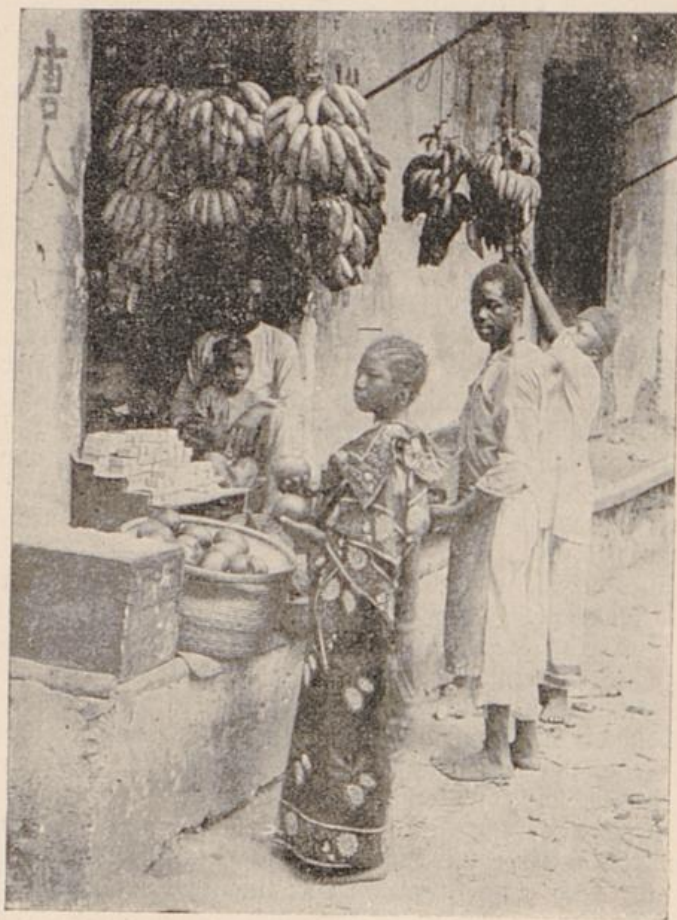
Und heute? Ja, heute sehe ich, daß die ca. 40000 Köpfe betragende Bevölkerung von Port Said sich zum größten Teil aus dem Abschaum der Menschheit aller fünf Erdteile zusammensetzt. Die Sympathie der schwarzen und braunen Burschen für Deutschland ist nichts als eine widerliche, geschäftliche Komödie, die sie in gleicher Weise bei jeder anderen Nation wiederholen. Die schönen orientalischen Waren sind zum großen Teil in deutschen Fabriken gefertigt. Jeder Führer, jeder Bettler, ja jeder einzelne der vielen herumlungernenden Knaben ist ein Kuppler, der mit Bildern gemeinster Art handelt, und den Fremden durch Überredung oder List zu den Stätten des Lasters zu führen sucht, wo Siechtum und Krankheit für das ganze Leben droht. Die holden arabischen Schönen, die den Körper nach dem Takt der Trommel und des Tamburins wiegen, entpuppen sich als verbrauchte Dirnen aller europäischen Nationen in orientalischer Aufmachung.

Die Hälfte alles dessen, was wir als arabisch oder ägyptisch vorgeführt bekommen, ist Schwindel und Komödie. Aber eins läßt sich nicht fälschen, die Natur. Die schönen Gestalten sind echt, ebenso die wunderbaren Farbentöne. Als wir den Kanal verlassen und in Suez Anker geworfen hatten, da drängten sich alle Passagiere am Bug des Schiffes zusammen und die Augen konnten sich nicht satt schauen an den wunderbaren Farben, die auf dem Wasser lagen. Goldiges Gelb, wechselte mit tiefem Blau und hellem Grün, um hinten auf den Bergen in Violett und Purpur überzugehen. Im roten Meer haben wir die sonst so prächtigen Abendstimmungen noch nicht genießen können. Heute, am 23. Juli, liegt schwüler Dunst über dem Wasser. Die Nacht wurde von den meisten an Deck verbracht, so arg ist die Hitze. Der Mensch ist eigentlich hier nur noch ein Filtrierapparat; unaufhaltsam nimmt man Flüssigkeiten zu sich, um den brennenden Durst zu löschen, und ebenso schnell dringt das Naß aus allen Poren des Körpers wieder heraus.

Unsere Blaujacken vom Ablösungstransport machen trotz der Hitze stramm ihren Dienst und lassen sich die Anstrengung wenig anmerken. Gestern Abend hielten sie unter den Klängen ihrer weniger harmonischen als lauten Kapelle einen Ball ab, der in seiner jugendlich harmlosen Ausgelassenheit so herzerquickend wirkte, daß man den Leuten gern verzieh, daß sie durch ihre Anwesenheit die Bewegungsfreiheit auf dem Dampfer sehr einengen. Über die deutsche Ostafrika-Linie wurde von jeher geschimpft, und ich muß sagen, viel mit Unrecht. Auch bei dieser Reise hört man viele Unzufriedene, aber diesmal sind die Klagen nicht unberechtigt.

Es ist ganz selbstverständlich, daß eine Schiffsordnung den Gang der Dinge auf der Fahrt regeln muß und Rechte und Pflichten der Passagiere festlegt. Allein die Bestimmungen werden, was die Einengung der Bequemlichkeit der Passagiere anbelangt, gewöhnlich nur dann angewandt, wenn es unumgänglich notwendig ist. Es den

Reisenden so angenehm wie möglich zu machen, ist der Grundsatz aller Kapitäne der Ostafrikalinie, die ich bisher kennen gelernt habe. Der Führer unseres Schiffes macht hierin eine Ausnahme; er ist als alter Seebär bekannt, mit dem nicht gut Kirichen zu essen ist und dem der Buchstabe des Reglements über alles geht. Gern möchte das Personal hin und wieder den Passagieren entgegenkommender sein, muß aber fürchten, dadurch den Zorn des Kapitäns herauf zu beschwören und dann gibt es einen heißen Tag für den Betroffenen. Im allgemeinen herrscht von Seiten der Bedienung ein recht paziger Ton. Die Ursache hierfür ist einmal in dem geringen Entgegenkommen des Kapitäns zu suchen, und dann in einer Überbürdung des Personals, da nicht genügend Stewards an Bord sind.



2. Inderladen in Ostafrika.

Bisher gab es auf den Dampfern der D.-D.-A.-L. und ebenso auf denen der Woermannlinie an der Westküste vormittags zwischen 11 und 12 Uhr und abends um 10 Uhr auf Verlangen belegte Brötchen. Dies war ganz angenehm, da mancher aus irgend einem Grunde das erste Frühstück verpaßte oder absichtlich vorübergehen ließ, und viele in den heißen Tagen bei der Abendmahlzeit nur wenig genießen können und daher um 10 Uhr gern noch einen Happen essen. Das Verabreichen dieser Brötchen hat auf dem Feldmarschall aufgehört und es ist schon verschiedene Male vorgekommen, daß Herren, die wenige Minuten — in einem Falle drei Minuten — nach 10 Uhr vormittags zum Frühstück kamen, nichts erhielten, und bis um 1 Uhr nüchtern bleiben mußten. Weder Bitten noch Bestellen gegen Bezahlung nutzte etwas, der Obersteward

erklärte kategorisch, der Kapitän hat verboten, daß auch nur ein Cafe verabreicht wird, und dabei blieb es. Um nicht hungern zu müssen, werden sich einige, die gern morgens lange schlafen, in Aden mit Cafes und Konserven versehen, gewiß ein vereinzelter Fall auf einem modernen Passagierdampfer. Er ist nur möglich, da die D. D. A. L. das Monopol hat. *)

„Die Verpflegung hebt sich wohlthuend einfach von der überreichlichen der Amerika-
linien ab“ meinte Dernburg neulich. Die Mehrzahl der Passagiere wünschte sich aber, daß die Verpflegung etwas weniger einfach wäre, daß z. B. das Kompott nicht fast täglich aus sogenannten Lazarettpläumen oder Dörrobst bestände. Auch könnte größere Abwechslung im Menü nichts schaden. Daß mitten im roten Meer die Zitronen ausgehen, das Hauptlabfal gegen den Durst, und das Fachinger-Mineral-
Wasser alle wird, gehört auch in das Kapitel Verpflegung.

Die als Beispiele angeführten Übelstände sind alle leicht zu heben, vermögen aber dem Passagier das Leben an Bord recht zu erschweren. Hoffentlich genügt dieser Hinweis, um die Linie zur Abhilfe zu veranlassen.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Am Anfang dieser Epistel behauptete ich, wir hätten diesmal Glück im roten Meer, da eine kräftige Brise erfrischend wirke. Jetzt muß ich alles schon wieder de- und wehmütig zurücknehmen, denn die Temperatur ist unerträglich. Man wird es mir daher nicht übelnehmen, wenn ich die Berichterstattung für den Rest des Weges, den wir durch das rote Meer, diesen Höllenpfehl, zurückzulegen haben, einstelle.

IV.

Im Indischen Ozean, den 29. Juli.

Aden. — Kap Guardafui. — Monsum und Seekrankheit. — Aufschneidereien. — Deutsch-afrikanischer Wildschutz. — Die Berufung von Schillings in das Kolonialamt. — Äquatorfeier.

Das rote Meer liegt glücklich hinter uns. Als wir in die Straße von Bab-el-Mandeb kamen, sank die Temperatur innerhalb weniger Minuten um mehrere Grade, und wir mußten schleunigst die der Höllenhitze des roten Meeres angepasste Kleidung mit einer wärmeren vertauschen. In Aden kamen wir erst bei Nacht an, aber bei prächtigem Mondschein. Daher gestaltete sich die Fahrt zu den berühmten Wassertanks, welche von der Mehrzahl der Passagiere unternommen wurde, außerordentlich genussreich. Genussreicher als am Tage, wenn glühende Hitze auf dem vegetations- und schattenlosen Felsenest Aden brütet und sich dumpf auf die Sinne des ankommenden Europäers legt. In rascher Fahrt ging es durch Felsentunnel, an Lastkamelen und Kamelwagen vorüber durch die obere Stadt, wo der bekannte Kamelmarkt und die Kasernen liegen, nach den sehenswerten großen Wasserreservoirs, deren Anlage viele Millionen verschlungen hat, die aber für die Wasserversorgung Adens nicht ausreichen, so daß Seewasser in Süßwasser umgewandelt werden muß, um den Bedarf zu decken. Die Unzulänglichkeit kommt daher, daß es in Aden sehr wenig, mitunter einige Jahre lang gar nicht, regnet. Hunderte von braunen und schwarzen Gestalten nächtigten im Freien vor den Häusern, teils auf dem Boden, teils auf ihren Betten. Letztere bestehen aus einem Holzrahmen mit vier Füßen, der mit Flechtwerk aus Stricken ausgefüllt ist. Es läßt sich sehr gut und luftig auf ihnen ruhen.

*) Die Gerechtigkeit gebietet hier anzuführen, daß während der Rückreise auf dem „Prinzregenten“, dessen Führer Herr Kapitän Gaue ist, die Verpflegung sowohl als auch die Behandlung durch das gesamte Personal vorzüglich war. Es herrschte nur eine Stimme des Lobes und der Anerkennung.

Der Anblick von der Höhe herab auf die zackigen, ragenden Felsen, auf das weite Meer, die Lichter der Schiffe im Hafen, auf die weißen Gebäude im morgenländischen Stiel, und die schlafenden, sonderbaren Gestalten, dies alles umflossen von dem wunderbaren Silberlichte südlicher Mondscheinnacht, war wie der Blick in ein Stück Märchenland. Trotz der vorgerückten Stunde hatten die indischen Geschäfte noch auf, um Straußensefern, Straußensefederboas und -fächer an den Mann oder an die Frau zu bringen. Wer in die Lage kommt, hier einzukaufen, sei darauf aufmerksam gemacht, daß zunächst unglaublich gehandelt werden muß, und dann, daß noch in allerletzter Minute allerhand Betrügereien versucht werden. Der beliebteste Trick ist, beim Fortgehen aus dem Geschäfte die Aufmerksamkeit des Käufers auf kurze Zeit abzulenken und mit blitzartiger Geschwindigkeit die ausgesuchten guten Federn mit minderwertigen, oft ganz wertlosen, zu vertauschen. Es war ein Uhr nachts, und trotzdem umdrängten noch zahlreiche Boote das Schiff, um Zigarren, Gehörne und Felle, rohe und verarbeitete Federn und ähnliche Produkte des Landes zu verhandeln.

Als um fünf Uhr früh unser Dampfer die Anker lichtete, waren dieselben Händler schon wieder oder noch immer da. Bei Tagesbeleuchtung zeigte sich erst recht, wie gewaltig die Anlagen und Befestigungen von Aden sind, die England jährlich eine große Summe kosten. Welche strategische Bedeutung Aden als Kohlenstation und Festung in Verbindung mit der die Aus- und Einfahrt in das rote Meer beherrschenden Insel Perim hat, lehrt ohne weiteres ein Blick auf die Karte.

Aus dem Golf von Aden herausdampfend, nahmen wir von Asien Abschied, daß seit Bord Said gleichmäßig mit Afrika unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte. Bald machte der schwarze Erdteil allein seine Rechte geltend. Das gefürchtete Kap Guardafui tauchte mit seinen Felsmassen und seinem öden, an Deutsch-Südwestafrika erinnernden Strande auf, wo früher schon manches Schiff gescheitert und seine Besatzung den grausamen, noch unbezwungenen Somalis zum Opfer gefallen ist. Hier kam ein Gast an Bord, der sehr ungern aufgenommen wurde, die Seekrankheit. Kaum auf der Höhe des Kaps angelangt, setzte der Monsun mit aller Kraft ein, und der „Feldmarschall“ hob und senkte sich, d. h. stampfte durch die Wellenberge und -täler, daß der Gischts bis über das oberste Deck hinwegspritzte. Die Waghalsigen, welche sich draußen hielten, waren im Nu von den Brechern durchknast. Die armen Opfer der Seekrankheit liegen — ein wahres Bild des Jammers — in ihren Stühlen auf Deck oder in ihren Kabinen und fluchen dem Geschick, das sie nach Afrika entführt. Sieben Tage ununterbrochene Fahrt bei Monsun durch den Indischen Ozean ist eine langweilige Zeit, und die „Neuen“ müssen dazu herhalten, sie zu kürzen. Die faulsten und bekanntesten Aufschneiderereien werden vorgebracht und willig aufgenommen. Bald ist für den nächsten Tag das Kreuzen mit der Briefboje zu erwarten, welche angeblich im Ozean freischwimmend die Post vorüberfahrender Schiffe aufnimmt und abgibt, bald sind Meeresungeheuer gesichtet worden. Im ersteren Falle schreiben die armen Opfer krampfhaft Postkarten und Briefe, um sie der seltenen Post anzuvertrauen, und im letzteren starren sie stundenlang in die See, ob das Ungeheuer nicht wieder auftauche, und sie wollen es dann bald hier, bald da wieder gesehen haben. Am beliebtesten ist der faule Witz mit der Jagdpartie bei Lamu. Es wird den Neulingen erzählt, am nächsten Tage umschiffe der Dampfer die Halbinsel (!) Lamu. Während der Dampfer die weite Umgehung ausführe, sei Gelegenheit, mit der Dampfspinasse an Land zu gehen, einige Stunden zu jagen und sich an andern Ufer der Halbinsel nachher wieder aufnehmen zu lassen. Bis an die Zähne bewaffnet erscheinen dann zur festgesetzten Stunde am nächsten Tage die Leichtgläubigen, um mit grimmigen Flüchen unter dem schallenden Gelächter der Alten sofort wieder unter Deck zu verschwinden. Sehr geistreich sind alle diese Scherze nicht, aber sie verkürzen doch die Zeit.

Morgen passieren wir den Äquator und da wollen wir sehen, was der Seemannshumor zutage fördert. Mombasa sollen wir übermorgen anlaufen. Dort verlassen uns einige Engländer und zwei deutsche Jäger, die auf einige Wochen in Britisch-Ostafrika dem Weidwerk obliegen wollen. Ein dritter Jäger will in Tanga an Land gehen und auf deutschem Gebiet in der Nähe des Kilimandscharo jagen.

Man sieht, afrikanische Jagdausflüge für einige Wochen sind kein Ereignis mehr und, wie mir das Schiffspersonal versicherte, an der Tagesordnung.

In den letzten Monaten wurde in Deutschland das Gerücht verbreitet, in Deutsch-Ostafrika würden den Jägern so viele Schwierigkeiten bereitet, daß sie die Jagd in britischen Kolonien vorzögen, und Staatssekretär Dernburg sei bemüht, den afrikanischen Wildstand so schnell wie möglich auszurotten, um hierdurch einer kommenden Kultur vorzuarbeiten. Über eine Stunde hatte sich Dernburg vorgestern mit mir über den Wildschutz in Deutsch-Afrika unterhalten, und ich kam mit gutem Gewissen die Versicherung abgeben, daß an den oben angeführten, unter Jägern und Tierfreunden verbreiteten und mit Besorgnis aufgenommenen Gerüchten auch nicht ein wahres Wort ist. Als Beweis hierfür dient allein schon die Tatsache, daß Dernburg kurz vor der Abreise Schillings in das Kolonialamt einberufen hat. Schillings ist durch seine Expeditionen nach Deutsch-Ostafrika zu Forschungen über das dortige Wild, mehr aber noch durch seine mit fast unglaublicher Ausdauer unter großen Anstrengungen gemachten Blitzlicht- und anderen photographischen Tieraufnahmen bekannt geworden und erfreut sich in der Gelehrten- und Jägerwelt wegen seiner Verdienste um die ostafrikanische Fauna des besten Rufes.

Welchen Standpunkt in bezug auf die Besserung des Wildschutzes in unseren Kolonien Schillings einnimmt, hat er in seinen Werken „Mit Blitzlicht und Büchse“ und „Der Zauber des Elefanto“ niedergelegt. Dernburg will sowohl durch Reservate, wo nicht gejagt werden darf, als auch durch besondere Wildschutzbestimmungen und einzuführende genaue Beobachtungen der verschiedenen Wildarten nach Möglichkeit dafür sorgen, daß unser herrliches afrikanisches Wild vor Aussterben und Ausrottung bewahrt bleibt. Wo allerdings Wildarten der fortschreitenden Kultur ein Hindernis bilden, da geht das wirtschaftliche Interesse, welches uns ja veranlaßt hat, Kolonialbesitz zu erwerben, vor. Wo beispielsweise die Eingeborenen anfänglich gemacht werden, um Landwirtschaft zu treiben, da müssen Wildschweine und Flußpferde, die jede Anlage verwüsten, weichen. Nur so, und nicht anders, sind die dies Thema berührenden Stellen in Dernburgs Reden zu deuten. Freilich gibt es auf diesem Gebiete noch viel zu tun, denn die heutigen Jagdverordnungen reichen nicht aus, um dem Wildstand Afrikas genügenden Schutz zu gewähren. Neben der Berufung von Schillings, als wirklich tüchtigem Sachverständigen, ist es daher mit Freude zu begrüßen, daß sich eine Kommission zur Besserung des Wildschutzes in Deutsch-Afrika gebildet hat, die in Berlin tagt, und es sich zur Aufgabe gestellt hat, für Durchführung der Londoner Wildschutz-Konvention zu sorgen, an der Herausbildung eines kolonialen Jagdrechts mitzuarbeiten und die Lebensbedingungen des afrikanischen Wildes zu erforschen. An der Spitze steht als erster Präsident Prinz Heinrich der Niederlande, als zweiter der Herzog von Ratibor und als dritter Forstmeister Müller-Schuenhagen. Als Mitarbeiter sind eine Reihe anerkannt tüchtige Weidmänner und alte Afrikaner tätig.

Die Kommission wird ihre Aufmerksamkeit besonders auf die Jagdgewohnheiten der Eingeborenen zu richten haben. Denn weniger von dem Europäer mit Pulver und Blei droht Ausrottung, als von den Negeren, die mit vergifteten Pfeilen, Gruben, Fallen und Netzen den Wildstand schonungslos dezimieren. Sehr wichtig ist auch die Erforschung der Lebensgewohnheiten des afrikanischen Wildes in den einzelnen Bezirken. Es ist einleuchtend, daß in Gebieten von mehr als doppelter Größe des deutschen Reichs in den einzelnen Distrikten, die durch so und sovielen Längen- und Breitengrade geschieden sind, die Sezzeiten nicht dieselben sein können. Eine Jagdverordnung, die für den Bezirk Lindi zugeschnitten ist, kann deshalb, oder richtiger, muß deshalb zur Schonung derselben Wildart am Viktoria Nyanza Unsinn sein. Wenn in dem einen Bezirk Sezzeit ist, kann in dem anderen gerade Brunstzeit sein.

Am Äquator, den 30. Juli 1907.

Gestern Abend wurde durch den an Bord befindlichen Marine-Abfügstransport die Äquatorfeier in würdiger Weise durch die Ankunft Tritons eingeleitet, welcher den Besuch Neptuns für den nächsten Tag ankündigte, sich nach den verschiedenen

Täufingen erkundigte und den Transportführer und Exzellenz Dernburg namens seines Herrn und Gebieters begrüßte.

Unser Kapitän von Zsendorf hat die Veranstaltung einer Äquatorfeier für die Passagiere abgelehnt. Übrigens muß ich im Anschluß an den letzten Brief berichten, daß es nunmehr abends 9 Uhr auf Verlangen Tee und Cakes, auch Butterbrote gibt. Anscheinend war es doch zu beschämend, zu sehen, wie Passagiere ihre Cakesdosen heraufholten, um noch einen Happen zum Nachtrunk zu genießen. Wenn ich an meine früheren Fahrten mit Kapitän Kley, Doherr, Stahl, Fiedler zurückdenke, kann ich wirklich nicht verstehen, wie es möglich ist, daß man hier um jede Scheibe Zitrone, um jedes Stückchen Eis betteln oder es mit Schimpfen und Wettern verlangen muß.

Doch zurück zur Äquatorfeier! Dernburg bewegt sich in der letzten Zeit fast immer auf dem Promenadendeck unter den Passagieren, und seine Art ist so ungewungen, daß niemand sich seineswegen irgend einen Zwang auferlegt. Der heute nachmittag vorgenommenen Taufe wohnte er, eingekleidet inmitten der sich drängenden Passagiere, bei. Neptun verlieh ihm mit einer humorvollen Ansprache eine weiße Weste für die Rückkehr aus Afrika.

Daß Dernburg sich alles recht gründlich ansehen will, geht daraus hervor, daß er für den Rückreisetermin den 13. Oktober ab Dar-es-Salaam in Aussicht genommen hat. Es wird also für die ganze Reise eine Abwesenheit von vier Monaten herauskommen. Noch 48 Stunden, und wir betreten deutschen Boden. Es wird auch Zeit, denn die lange Seefahrt fängt an langweilig zu werden.

V.

Dar-es-Salaam, den 5. August 1907.

Mombasa. — Deutsche Gründlichkeit. — Flüchtiger Besuch von Tanga. — An Zanzibar vorbei. — Der graue Tropengalarock. — Ankunft in Dar-es-Salaam.

Mombasa, der Hafen von Britisch-Ostafrika und Ausgangspunkt für die Bahn zum Viktoria-Nyanza, weist denselben landschaftlichen Charakter wie Deutsch-Ostafrika auf. Wir waren bei Nacht eingetroffen und, da die Einfahrt in der Dunkelheit sehr gefährlich ist, mit frühestem Morgen in den Hafen von Kilindini eingelaufen. Als die Passagiere an Deck kamen waren sie überrascht und entzückt von dem wunderbaren Bild, das sich ihren Augen bot. Der nie versagende Zauber tropischer Vegetation wirkte doppelt nach der Fahrt durch die Wüsten zu beiden Seiten des Suezkanals und nach der langweiligen Reise durch den Indischen Ozean. Gewaltige Mangobäume, die riesigen Linden gleichen, Bananen, Akazien, wilde Mandelbäume, Rizinusstauden und kahle Affenbrotbäume, deren Durchmesser nach Metern zählt, unzählige andere Baum-, Busch- und Gräserarten im saftigsten Grün, bilden die Vegetation der Ufer der Bucht. Das Ganze erhält aber sein charakteristisch malerisches Gepräge durch die schlanken Kokospalmen, welche die meisten anderen Bäume überragen und sich mit ihren sternförmig auseinanderstrahlenden Kronen gegen den Himmel abheben.

Alles atmet üppigste Fruchtbarkeit. Die Wirkung des Bildes wird noch erhöht durch die Ruinen alter portugiesischer Festungswerke, welche bei den ersten Umschiffungen Afrikas errichtet wurden, um als wichtiger Stützpunkt für die Fahrten nach Ostindien zu dienen. Das große Fort, das oft der Schauplatz erbitterter jahrelanger Kämpfe zwischen Portugiesen, Arabern und Negern gewesen ist, hat sich bis auf den heutigen Tag gebrauchsfähig erhalten und dient den Engländern als Eingeborenenengefängnis. Von den Geschäften sind die meisten in den Händen von Indern und Goanesen, welche den Kleinhandel mit den Eingeborenen vermitteln, und auch die Handwerker sind fast ausschließlich Inder. Daher bilden diese schmutzig braunen Gestalten einen bemerkbaren Bestandteil des Straßenlebens, in welchem natürlich der

Neger vorherrscht. Bis auf den Lendenschurz nackte Träger aus dem Innern, Sualifrauen mit ihren malerisch um den Körper geschlungenen großen bunten Tüchern und eitle Küstenneger im langen weißen hemdartigen Gewande, rotem Fetz oder weißer gestickter Mütze und zierlichem Spazierstock mischen sich mit weißbärtigen Jndern, in Seide gekleideten, lange bunte Hosen tragenden Jnderfrauen und würdig einhersehrenden Arabern im Straßenverkehr untereinander. Am Markt geht es am lebhaftesten zu.

Viele unserer Reisegenossen, die zum ersten Male die Reise machten, konnten es sich nicht versagen, in hohen Tönen sofort ihr Urteil zu verkünden, und sie verdamnten unsere kolonizatorische Arbeit in Ostafrika, ohne sie noch aus eigener Anschauung zu kennen, auf Grund dessen, was sie in zweistündiger Anwesenheit in Mombasa äußerlich kennen gelernt hatten. Mit stiller Schadenfreude hörte ich ohne Widerrede zu, mußte ich doch, daß sie beim Betreten deutschen Bodens beschämt schweigen und anerkennend vor dem stehen würden, was deutsche Gründlichkeit und Fähigkeit dort in wenigen Jahren geschaffen hat. Unsere Gründlichkeit ist uns oft vorgeworfen und von bedeutenden Engländern mit als Ursache angeführt worden, warum die wirtschaftliche Erschließung unserer Kolonien langsam vorwärts ging. Hierin liegt viel Wahres, es wird aber dabei vergessen, daß wir nicht nur für den Augenblick, sondern auch für später arbeiten, und daß die Gründlichkeit erzieherisch wirkt. Mit breiten Straßen und gesundheitspolizeilichen Maßregeln in den Eingeborenen-Vierteln unserer Städte sichern wir uns nicht nur vor Seuchen, sondern erziehen den Neger allmählich zur Sauberkeit. In unseren Schulen quälen wir nicht etwa den Eingeborenen unnützerweise mit Rechnen, Lesen und deutschem Unterricht, sondern wir erziehen ihn zum Handwerker, zum Schreiber, zum Kleinkaufmann, und bringen den intelligenteren Teil der Bevölkerung auf die Höhe der Jnder, die jetzt diese Stellen einnehmen und ein notwendiges Uebel für Deutsch-Ostafrika bilden. Zeit, Geduld und Gründlichkeit gehören freilich dazu. Man sieht aus den herausgegriffenen beiden Beispielen, daß unsere Methode nicht fehlerhaft ist, wie es auf den ersten Blick erscheint, sondern daß sie zielbewußt für die Zukunft sorgt.

Im Hafen von Tanga fuhren wir nachts zwei Uhr ein. Dernburg stand am Bug des Schiffes und sah in deutlich bemerkbarer Bewegung nach dem Lande hinüber, von dem man hofft, daß es unter seinem Wirken einer neuen Zukunft entgegengeht. Da er sich jeden offiziellen Empfang verboten hatte, kam am nächsten Morgen nur der Gouverneur Frhr. v. Rechenberg, der bis hierher entgegengefahren war, an Bord, und es fand nachher ein kurzer Spaziergang durch Tanga statt, wobei die Schule besichtigt wurde, was gleich ein Beispiel erfolgreichster deutscher Gründlichkeit abgab. Um 11 Uhr lichtete der „Feldmarschall“ die Anker und nahm seinen Kurs Dar es Salam zu, der Hauptstadt des Landes.

Am Nachmittag kam die Insel Zanzibar in Sicht, und die Fahrt ging an diesem herrlichen Eiland entlang, das einstens beinahe deutsch war. Aus dem dunkeln Grün tropischer Vegetation leuchtete das blendende Weiß der Landhäuser hervor, und hin und wieder tauchten die finstern Ruinen einstiger arabischer Herrlichkeit unter den unwuchernden Schlingpflanzen und Büschen gespenstig auf. Mit Sonnenuntergang warfen wir auf der Reede der Sultansstadt Anker, durstten aber nicht an Land, da die Pest herrscht.

Früh morgens am 3. August stachen wir wieder in See, und vier Stunden später lief unser Schiff durch die schmale Einfahrt in den Hafen Dar-es-Salaams ein. Die beiden deutschen Kreuzer „Seeadler“ und „Buzard“ hatten über die Toppen geslaggt und begrüßten ihre bei uns befindlichen Ablösungstransporte mit Hurra, und die Strandbatterie des Bezirksamts feuerte den Salut für den Staatssekretär. Wir waren gespannt darauf, wie Dernburg in Uniform aussehen würde. Unser aller aber harpte hierbei eine große Ueberraschung. Selten habe ich so verblüffte Gesichter gesehen, wie in dem Augenblick, als der Staatssekretär mit seinem Adjutanten und Dr. Rathenau in grauem Gehrockanzug aus Tuch mit weißem Tropenhelm und weißen Schuhen erschien, wozu er seine Orden angelegt hatte. Sicherlich wird über dies hochwichtige Ereignis eine Menge Tinte verschrieben werden, und es wird harte

Kämpfe absetzen, ob nunmehr in unseren Kolonien der graue Gehrock zum Festgewand zu erheben ist oder nicht. Diese Erörterungen möchte ich anderen überlassen und mich mit der Mitteilung begnügen, daß der graue Rock ganz gut aussah. Ob er aber in der Hitze zweckmäßig ist, möchte ich bezweifeln.

An Land fand nach der Begrüßung der Spitzen der Behörden, und angesehenen Eingeborenen, Araber und Jnder, der Vorbeimarsch der in Dar-es-Salaam stehenden Askarikompagnie statt.

Mit dem Abschluß der Seereise beginnt eine schwere Arbeit für Dernburg, denn die Durchführung des Programms, welches heute für die Besichtigungsreise bekannt wurde, läßt keinen Zweifel darüber, daß eine Zeit anstrengender Tätigkeit bevorsteht. Von einer Vergnügensreise kann keine Rede sein.

VI.

Dar-es-Salaam, den 8. August 1907.

Geschäftlicher Aufschwung. — Die Besichtigung der Askari. — Die Post. — Die Brauerei von W. Schulz. — Soliman bin Nasr el Lemke. — Ein Nachtfest beim Gouverneur.

Ueber den Schönheitsgrad von Landschaften läßt sich nicht streiten, er ist individuelle Empfindungsache. Es ist daher unnütz für das Hasenbild von Dar es Salaam eine Klassifikation zu suchen. Aber eins läßt sich von ihm feststellen, nämlich, daß er nach allgemeinem Urteil ein herrliches Fleckchen Erde ist und daß der Ankommende auf das angenehmste überrascht wird, wenn nach dem Passieren der nur ganz schmalen Einfahrt das wundervolle Panorama vor ihm liegt. Zunächst fällt die Menge stattlicher Bauwerke, darunter zwei große Kirchen, auf, die aus dem dunklen Grün der Palmen, Kasuarinen und Mangobäumen mit ihren weißen Mauern und hohen Dächern hervorleuchtend, ein farbenprächtiges Bild abgeben. Dann staunt man über die Ausdehnung des Hafens, dessen Becken eins der größten natürlichen der Welt ist, und über die Fruchtbarkeit des Landes, die aus der üppigen Vegetation der Ufer hervorgeht. Wie schmuck und prächtig der Anblick von außen ist, so sauber und ordentlich ist auch das Innere der Stadt. Vier Jahre sind verflossen seit ich Dar-es-Salaam verlassen habe und ich war jetzt freudig überrascht über die Entwicklung der Hauptstadt in dieser kurzen Zeit.

Aber mehr noch als der äußerlich sichtbare Fortschritt erfreute mich die jetzt herrschende Stimmung der Bevölkerung. Zur Zeit meiner Abreise im Sommer 1903 war die Unzufriedenheit allgemein. Die deutschen Kaufleute hielten sich mit Mühe über Wasser; das Geschäft lag vollständig darnieder. Die Lieferungen für das Gouvernement gaben hauptsächlich die Möglichkeit, daß die mittleren Kaufleute bis zum Antritt besserer Zeiten mühsam existieren konnten. Damals kam gerade die Nachricht, daß an die Gewährung von Mitteln für die Erschließung der Kolonie durch Bahnen nicht zu denken sei; nun gab man auch die letzte Hoffnung auf und wo man hin sah, waren sorgenvolle Gesichter. Niedergeschlagenheit und gedrückte Stimmung lagen überall auf der ganzen Kolonie. Und heute? Hoffnungsfreudigkeit und Schaffensdrang, Tatkraft und Zuversicht herrschen in allen Kreisen. Schon seit dem Beginn des Bahnbau von Dar-es-Salaam nach Morogoro lebten die Geschäfte wieder auf, und seit 1905 ist der allgemeine Aufschwung unverkennbar. Der verflossene Winter brachte Ostafrika einen gewaltigen Schritt vorwärts durch das für unseren Kolonialbesitz geübte Interesse, und es sind eine größere Anzahl von Unternehmungen für Holzgewinnung, für Sesalhanf-, Kautschuk-, Baumwoll- und Kokospalmen-Plantagen beabsichtigt und zum Teil auch schon in die Wege geleitet.

An Dernburg's Besuch knüpfen die Kolonisten selbstverständlich die größten Hoffnungen.

Am Tage der Ankunft machte der Staatssekretär eine Rundfahrt durch die Stadt, um einen allgemeinen Ueberblick zu gewinnen. Hierbei wurde auch die ostafrikanische Bierbrauerei von W. Schulz besichtigt. Herr Schulz, ein Mecklenburger, ist der Typus des echten Kolonisten, wie wir ihn leider nur in kleiner Anzahl früher gehabt haben. Seine afrikanische Laufbahn begann er als Plantagenassistent, dann wurde er Photograph, machte im Kleinen ohne Eis und Maschinerien den Versuch Weißbier zu brauen, wiederholte ihn trotz aller Schwierigkeiten und Mißerfolge immer wieder, fing die Herstellung von Malzbier und Porter an und heute ist er der Inhaber einer stattlichen Brauerei, in der neben den genannten Bieren noch Lagerbier gebraut, Sodawasser hergestellt und ganz Dar es Salam mit Eis versorgt wird. Es ist bewundernswert, mit welcher Zähigkeit Herr Schulz, nur auf sich selbst angewiesen, an seinen Plänen festhielt, wie er sich durch keinen Mißerfolg abschrecken ließ und allmählig seinen Betrieb aus nichts zur jetzigen Größe entwickelte. Hätten wir in den früheren industriellen und landwirtschaftlichen Unternehmungen auch aus solchem Holz geschmickte, praktische Männer gehabt, so wäre nicht so viel deutsches Kapital vergeudet und nach den ersten Fehlschlägen gleich die Flinte in das Korn geworfen worden. Und dann hätte Ostafrika auch nicht in den Ruf der Wertlosigkeit kommen können und das geschädigte deutsche Kapital wäre nicht so mißtrauisch geworden.

Am 5. August fand Vorexerzieren der Askari statt. Die Truppe besteht in Ostafrika aus Eingeborenen als Soldaten mit Deutschen als Unteroffizieren und Offizieren. Der Europäer kann in rein tropischen Gegenden keine schweren körperlichen Anstrengungen ertragen, daher auch nicht gemeiner Soldat sein. Aber selbst wenn er dies könnte, wäre es unzweckmäßig ihn in Deutsch-Ostafrika hierzu zu verwenden, denn die Eingeborenen kosten nur eine ganz geringe Besoldung und haben sich bisher, besonders auch im Aufstand des Jahres 1905, ganz vorzüglich bewährt. Das Vorexerzieren, welches Staatssekretär Dernburg von Oberstleutnant Quade, dem Höchstkommmandierenden der Schutztruppen abnehmen ließ, zeigte die Leistungen der Askari im besten Lichte. Man muß über die Strammheit der Leute im Einzelerzieren, im Kompagnie- und Gefechterzieren geradezu staunen. Wenn sie auch hinter den Leistungen unserer deutschen Soldaten zurückstehen, so sind sie doch den mittelmäßigen Truppen anderer europäischen Staaten in ihrer Ausbildung entschieden überlegen. Es ist lächerlich, wenn Leute, die nie eine Flinte in der Hand gehabt und erst vor 3 Tagen ihre Nase in Afrika hineingesteckt haben, ein Urteil dahin fällen, die oder jene Bewegung sei nicht exakt ausgeführt und die ostafrikanischen Soldaten seien nicht gut ausgebildet. Ich erwähne dies, da man in Deutschland ähnliche nörgelnde, aber unzutreffende Behauptungen lesen wird. Wie erfolgreich die mühsame Ausbildung der Askari gewesen ist, hat, wie bereits erwähnt, der letzte Aufstand deutlich genug bewiesen.

Am Nachmittag desselben Tages nahmen der Staatssekretär, Gouverneur Frhr. v. Rechenberg und die Herren der Begleitung bei dem ehemaligen Wali Soliman bin Nasr el Lemke den Kaffee ein.

Soliman bin Nasr hat in den schweren Jahren des Araberaufstandes treu zu uns gestanden, und mehrere Deutsche haben ihm das Leben zu verdanken. Er hat durch seinen Einfluß viel dazu beigetragen, das Land damals zu pazifizieren. Später vergaß man — raschlebig wie man in Afrika nun einmal ist — die Verdienste Solimans, man rechnete es ihm zum Vorwurf an, daß er ein geschickter Landspekulant war und er war unten durch. Der Besuch Dernburgs bedeutete für Soliman bin Nasr eine Art Rehabilitierung und ist sogleich politisch sehr klug, denn im letzten Aufstand haben die Araber sich nicht nur ruhig verhalten, sondern haben sich da wo die Afiden, d. h. eine Art Bürgermeister, waren, heldenmütig mit den Aufständischen geschlagen.

Am Abend war für die weiße Bevölkerung aller Stände Empfang beim Gouverneur Frhr. v. Rechenberg.

An die zweihundert Personen hatten sich auf der lustigen, rundumlaufenden Veranda der Gouverneurvilla versammelt. Die Damen in großer Toilette, die Herren in Uniform, bezw. im kurzen weißen Dinerjackett mit schwarzen Beinkleidern, die ara-

bischen und indischen Würdenträger in ihren Prunkgewändern, dazwischen die geschäftig, aufmerksam und geräuschlos hin und her laufenden schwarzen Diener in ihrer bunten Tracht schufen eine Pracht und einen Glanz, wie ihn kein europäischer Salon hervorzurufen vermag. „Tausend und eine Nacht“ tönte es immer wieder aus dem Munde derer, die zum ersten Mal dem Zauber Ostafrikas wonnetrunken kosteten.

Atemlose Stille herrschte, als Dernburg sich erhob und dem Gouverneur für die Einladung dankte. Es sei ihm ein schwerer Entschluß gewesen, als Bürgerlicher von seinem Schreibtisch und seiner Rechenmaschine fort geradeswegs an die Spitze des Kolonialamts zu treten, führte der Staatssekretär in seiner Rede aus. Er habe diesen Entschluß nur ausführen können, da ihn die feste Absicht bejeele, für die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien mit aller Kraft tätig zu sein. Den Kolonisten überbringe er die Grüße aus der Heimat, denn das ganze deutsche Volk nehme nunmehr regen Anteil an ihrem Schicksal. Vor allem aber könnten sie des Interesses des Kaisers sicher sein. Kurz vor Dernburgs Abreise habe ihm Seine Majestät aufgetragen, den Deutschen in der Kolonie seinen Gruß mit den Worten zu überbringen: Seid einig, treu und deutsch! Im Anschluß an das Kaiserhoch wurde eine Depesche abgesandt, die mit den Worten schloß: „Braver deutscher Arbeit wird es gelingen die reichen Schätze dieses herrlichen Landes zu heben und unter dem machtvollen Schutz Eurer Majestät ein überseeisches Reich zu entwickeln würdig deutschen Namens“. Des Kaisers Antwort an Dernburg traf am 6. August aus Swinemünde ein und lautete: „Ich danke Ihnen und allen dortigen Deutschen für den Gruß aus der Kolonie. Möchte denselben unter Ihrer Leitung eine Zukunft bevorstehen, welche das Vaterland mit Stolz erfüllt und die braven Kolonisten für ihren Mut und ihre Ausdauer reich belohnt. Vor allem sollen sie ohne Unterschied des Standes fest und einheitlich zusammenhalten und zusammen arbeiten. Ohne das ist kein Fortschritt zu erwarten.“

Wilhelm. J. R.

VII.

Zanzibar, 9. August 1907.

Dernburgs Pläne für den Aufenthalt in der Kolonie. — Zanzibar. Besuch beim Sultan.

Seit seiner Ankunft in Deutsch-Ostafrika hat Dernburg noch nicht eine ruhige Minute gehabt. Nach den schon berichteten Besichtigungen wohnte er unvermutet einer Sitzung des Eingeborenen-Gerichts bei, sah sich die Abfertigung der Post nach dem Innern an, welche auf den Köpfen von Trägern in einer besonderen Karawane befördert wird, hielt Konferenzen mit dem Gouverneur und den Referenten des Gouvernements und stand an mehreren Tagen von 5—7 Uhr abends jedermann, der etwas auf dem Herzen hatte, ohne vorherige Anmeldung zur Verfügung. Daneben genügte er den zahlreichen repräsentativen Anforderungen.

Der Plan für Dernburgs Aufenthalt in der Kolonie war, zunächst nach den Küstenstädten des Südens und dann nach denen des Nordens zu gehen, Usambara, das bekannte Berg- und Plantagenland, zu bereisen und von dort zum Kilimandscharo zu marschieren. Die Rückreise über Voi sollte mit der englischen Ugandabahn erfolgen. Dazwischen sollte ein Besuch beim Sultan in Zanzibar stattfinden.

Ein alter afrikanischer Spruch besagt: 1. In Afrika 2. kommt es anders 3. als man denkt. Er bewahrheitete sich auch wieder bei diesem Programm. Wegen der bevorstehenden Abreise des Sultans mußte der Besuch bei ihm zuerst erfolgen. Als wir gestern alle auf dem Gouvernementsdampfer „Kaiser Wilhelm II.“ nach Zanzibar fuhren und schon in Sicht der Stadt waren, ließ uns Dernburg rufen und teilte mit, daß er sich soeben entschlossen habe, das Reiseprogramm zu ändern. Mit jeder Stunde, die er länger in unserer Kolonie weile, komme er mehr zu der Überzeugung,

daß die wichtigste Aufgabe in der kommerziellen Erschließung des Landes zu suchen sei, die sei aber nur möglich, wenn Verkehrsmittel geschaffen würden. Deshalb habe er sich entschlossen, die Plantagen der Küstenstädte, die ja genügend bereist und bekannt seien nicht zu besichtigen, sondern die äußerst wichtige Frage des eventuellen Baues einer deutsch-ostafrikanischen Zentralbahn an Ort und Stelle zu studieren.

Sofort nach der auf den 10. August festgesetzten Rückkehr von Zanzibar soll die Fahrt nach Mombasa angetreten werden. Von dort geht es mit der Bahn nach Port-Florence, es erfolgt eine Dampferfahrt auf dem Victoria-Nyanza und dann geht es in großen Märschen über Muanza nach Tabora und von dort über Kilimalinde, Mipapua, Bilafsa nach Dar-es-Salaam.

In Zanzibar.

Kein Deutscher betritt den Boden von Zanzibar, ohne tief zu bedauern, daß diese herrliche Insel anstatt unter deutschem, jetzt unter britischem Schutze steht, denn in Wirklichkeit ist der Sultan nichts als ein gefügiges Werkzeug in der Hand der Engländer. Der deutsch-ostafrikanischen Küste vorgelagert, war Zanzibar der natür-



3. Die Spitze der Safari.

liche Stapelplatz für die Handelsprodukte, die aus Indien kommen und ebenso für die aus unserer Kolonie exportierten Waren. Dieser günstigen geographischen Lage verdankt Zanzibar seine Bedeutung. Die Trauer über den Verlust der Insel braucht heute nicht mehr so groß zu sein, denn dasselbe Interesse, welches Deutsch-Ostafrika daran hat, von Zanzibar unabhängig zu sein und direkt ohne Stapelung in Zanzibar mit dem Ausland zu verkehren, hat auch die Verwaltung von Britisch-Ostafrika. Deshalb geschieht von englischer Seite soviel wie möglich, um Mombasa auf Kosten Zanzibars zu heben, das schon merklich in seiner Bedeutung zurückgeht. Lange haben sich die deutschen Großfirmen in einer vom nationalen Standpunkte sehr zu bedauernden Weise nicht dazu verstanden, ihren Hauptsitz von Zanzibar zu verlegen. Erst in der allerletzten Zeit ist hier Wandel geschaffen worden. Dar-es-Salaam wurde der Hauptsitz des Geschäftes, während in Zanzibar nur Filialen bestehen blieben.

Im Geschäftsleben der Sultansinsel ist das indische Element absolut vorherrschend. Großkaufmann, Kleinhändler, Handwerker und Gewerbetreibende jeder Art, sie alle sind Inder der verschiedensten Sekten. Das arabische Element, welches früher vorherrschte, ist von ihnen ganz in den Hintergrund gedrängt worden. Die Aufhebung

der Sklaverei war die Ursache hierfür. Die Araber konnten nicht mehr wie bisher unter dem System ihrer patriarchalischen Sklaverei die Nelkenplantagen bestellen, da es ihnen an eigenen Arbeitern fehlte. Sie mußten Fremde anwerben, gerieten in Schulden, nahmen bei den Indern immer mehr Geld auf und in kurzer Zeit waren die Inder die Besitzer und die Araber saßen nur noch zum Schein auf ihren Nelkenpflanzungen.

Zanzibar ist unstreitig eine der eigenartigsten und orientalistischen Städte. Als Anlegeplatz aller Dampfer, welche die südliche Ostküste Afrikas befahren, und aller Dhaus, d. h. der Segelschiffe der Araber, Suaheli und Inder, und als wichtiger Stapelplatz weist Zanzibar außerordentlich regen Verkehr auf. Die Fruchtbarkeit der Insel und der leichte Verdienst durch den Fremdenverkehr ermöglichen dem eingeborenen Suahelineger leichtes und üppiges Leben. Natürlich fehlt auch das Laster nicht, welches sich in jeder internationalen Hafenstadt breit macht. Eine Fahrt nach den Nelkenplantagen hinaus zeigt, mit wie wenig Anstrengung hier der Mensch aus der Mutter Erde Schoß Nahrung und Verdienst schöpfen kann. Die Straßen der Europäerstadt sind eng und werden von hohen Gebäuden in maurischem Stil gebildet. In den Indervierteln reiht sich Geschäft an Geschäft und Werkstatt an Werkstatt. Dann kommen die aus Flechtwerk gefertigten Hütten und Häuser der Eingeborenen. Der frühere Gestank und Schmutz, wie ich ihn vor 6 Jahren kennen lernte, hat sich ganz bedeutend gebessert und auf diese Hebung der sanitären Verhältnisse ist es auch zurückzuführen, daß die Pest, welche in einigen Monaten nur ein Dutzend Opfer forderte, keine weitere Ausbreitung finden und gestern als erloschen erklärt werden konnte. Sonst hätten wir nämlich auch nicht, ohne in Quarantäne zu liegen, weiter reisen können.

Zur Feier der Anwesenheit des Staatssekretärs Dernburg war gestern, d. i. am 8. August, beim deutschen Konsul ein Bierabend für alle Deutschen. Heute morgen fand beim Sultan Seyid Ali bin Humad feierlicher Empfang statt und heute abend erging vom Sultan zu Ehren Dernburgs eine Reihe von Einladungen an angesehene europäische Einwohner, arabische und indische Würdenträger. Mann kann den Besuch Dernburgs in Zanzibar als einen Höflichkeitsaustausch ohne jede Bedeutung bezeichnen. Ja, nicht einmal für ein einziges Knopfloch ist etwas abgefallen. Der Sultan, in dessen Adern nicht reines Araber- sondern auch Negerblut fließt — seine Mutter ist vom Stamme der Suaheli —, ist ein intelligent und gut aussehender junger Mann von 23 Jahren, der sich mit sehr orientalischer Würde trägt. Der Verkehr zwischen Dernburg und ihm vollzog sich durch den Dolmetscher des deutschen Konsulats.

VIII.

Nairobi, den 13. August 1907.

Von Zanzibar über Dar-es-Salaam nach Mombasa. — Bahnfahrt nach Nairobi. — Wildreichthum der Steppe. — Bedeutung der Jagd für Britisch- und Deutsch-Ostafrika. — Dernburgs Standpunkt. — Diner beim Gouverneur Hayes Sadler. — Gemeinsame Interessen von Britisch- und Deutsch-Ostafrika. — Nairobi. — Verwendung von Indern und Eingeborenen bei deutschen Kolonialbahnen.

Pole pole, d. h. „immer langsam voran“, ist ein Ausdruck, den die Europäer der Ostküste aus der Suahelisprache übernommen haben und der als Lebensregel gelten kann. Jeder ungeduldig Ankommende erfährt bald am eigenen Leibe, daß Hasten und Treiben, soweit es den Europäer als Objekt betrifft, in den Tropen undurchführbar ist.

Die Ausführung des so plötzlich ungeänderten Reiseplans von Dernburg steht unter dem Zeichen des Hastens, ja sie ist eine wüste Heze. Wir wünschen von ganzem Herzen, daß es dem Staatssekretär gelingen möge, sein von großen Gesichtspunkten diktiertes und unstreitig für die Zukunft Ostafrikas wichtiges Programm durch-

zuführen und die projektierte Zentralbahn auf 45tägigem anstrengendem Fußmarsche quer durch Afrika zu studieren. Wir können uns aber des Zweifels nicht erwehren, daß die Reise nicht durchgeführt werden kann, und daran ist die Nichtberücksichtigung des „Pole pole“ schuld. Eine Karawane mit 500 bis 600 Trägern läßt sich schwerlich in Eilmärschen ohne Zwischenfall so zur Küste führen, daß der fahrplanmäßige Dampfer am 13. Oktober erreicht wird.

Das Sultansfest in Zanzibar am Abend des 10. August zu Ehren Dernburgs schloß gegen Mitternacht, und gegen 2 Uhr nachts lichtete der Gouvernementsdampfer „Kaiser Wilhelm“ die Anker. Wer nicht zur engeren Begleitung Dernburgs gehörte, mußte auf einem Stuhl oder auf dem Boden des Decks die empfindlich kühle Nacht ohne Decke verbringen. Gegen 8 Uhr morgens kamen wir in Dar es Salam an und um 2 Uhr nachmittags sollte die Weiterfahrt nach Mombasa stattfinden. Es blieben also diejenigen, die zur weiteren Begleitung Dernburgs gehören, darunter den Vertretern der Presse, genau fünf Stunden, um sich für einen 45tägigen Marsch durch Afrika mit Zelten, Betten, Kochlasten usw. auszurüsten, sich mit Verpflegung zu versehen und Träger sicherzustellen. Daß dieses keine Kleinigkeit war, kann man sich leicht vorstellen. Die Nacht wurde wieder bei hohem Seegang an Deck verbracht. Der hochgebaute Dampfer schlingerte so stark, daß diejenigen, die im glücklichen Besitze von Stühlen waren, mit ihnen umschlugen, und ein Herr sogar bis an die Keeling kollerte. In Mombasa dieselbe Heze. Vom Schiff direkt an die Bahn. Bis aber die Maultiere und die vielen Lasten gelöscht und im Zuge verladen waren, dauerte es drei Stunden und verursachte eine Zugverspätung von $2\frac{1}{2}$ Stunden.

Zur Begrüßung Dernburgs war der deutsche Konsulatsverweser an Bord gekommen und in der Stadt fand ein Empfang durch den Subkommissionär statt. Als Ehrenkompagnie waren Polizei-Askari aufgestellt, deren Front Dernburg abschritt.

Die Eisenbahnfahrt ging zunächst durch den üppigen Vegetationsgürtel der Küste, dann kam ziemlich dicht bestandene Buschsteppe, die immer lichter wurde, und schließlich baumloses Weideland. Der Charakter des Landes ist vielfach dem von Deutsch-Südwestafrika ähnlich; besonders die nackte Buschsteppe.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr waren wir in Mombasa abgefahren, gegen 5 Uhr wurde auf einer kleinen Station das Essen eingenommen, dann ging es weiter in die beginnende Nacht hinein. Bald klappte man die zusammenlegbaren Polster herunter, welche gestatten, jeden Abteil zum Schlafen für vier Personen herzurichten, und gab sich dann nach den vorangegangenen beiden schlechten Nächten an Bord dem wohlverdienten Schläfe hin. Je höher die Bahn auf ihrem 490 Kilometer langen Wege hinaufstieg, desto kälter wurde es, und wer vergessen hatte, sich mit Decken und Mantel zu versehen, und noch im leichten Khaki steckte, der wachte am nächsten Morgen um fünf Uhr auf der Frühstückstation Makindu mit Husten und Schnupfen auf. Hinter Makindu beginnt das Wildrevier, da die Engländer die eine Seite der Bahn zum Schongebiet (Reservat) bestimmt haben.

Wir kamen aus dem Schauen gar nicht heraus. Zu beiden Seiten der Bahn stand sorglos äsend ein Rudel Wild um das andere. Antilopen aller Größen, Strauße, Zebras und auch drei Hyänen und einen Schakal bekamen wir zu Gesicht. Ich war als alter Jäger so in den herrlichen Anblick vertieft, daß ich erst spät an meine photographische Kamera dachte, um einige Aufnahmen von ganz nahe stehenden Rudeln zu machen. Hinter der Station Simba sahen wir auch einen unserer Schiffsgenossen auf dem Bürschgang, Rittmeister v. C., der einen vierwöchigen Jagdausflug nach Britisch-Ostafrika mit einem Kameraden, Rittmeister S., unternommen hat. Simba, d. i. auf Kisuaheli der Löwe, wurde die Station genannt — wie man uns erzählte —, weil hier kurz nach der Eröffnung der Bahn nachts ein Europäer vom Löwen aus dem Zuge herausgeholt wurde.

Welche Bedeutung dies Hegen des Wildes und die dadurch günstige Jagd für Britisch-Ostafrika hat, lernten wir in Nairobi kennen, wo wir am 12. August, nachmittags $1\frac{1}{2}$ Uhr, ankamen. Das Norfolk-Hotel, das erste dort, lebt von der Saison, d. h. von Oktober bis März, in welcher Zeit die europäischen Jäger dorthin kommen. Dann sind die 35 Zimmer fast ständig besetzt. Bedenkt man, daß jeder Jäger 1000 Mark

für den Jagdschein bezahlen muß, circa 300 Rupies für Eisenbahn ausgibt, sich meist doch mit Zelten, Nahrungsmitteln usw. ausrüstet, und als reicher Mann, der er ja bei solchen Unternehmen sein muß, einige Wochen, ohne auf das Geld zu schauen, in der Kolonie lebt, so kann man sich ein Bild davon machen, wieviel die günstige Jagdgelegenheit für Britisch-Ostafrika einbringt. Die Einnahme von den Jagdscheinen allein beträgt circa 300 000 Mark.

In einem meiner Briefe vom Dampfer aus kam ich schon auf die Frage des afrikanischen Wildschutzes und das Jagen von Europäern zu sprechen und teilte den Standpunkt des Staatssekretärs Dernburg mit, der entschieden für die Erhaltung unseres afrikanischen Wildes ist. Heute — ich schreibe diese Zeilen im Zuge auf der Fahrt von Nairobi nach Port Florence — erörterte Dernburg auf einer Zwischenstation wieder mit mir die Jagdfrage und sprach sich dahin aus, daß er mit dem Gouverneur Freiherrn v. Rechenberg in Erwägung gezogen habe, unsere wildreichen Gegenden der Jägerwelt zugänglich zu machen, und dadurch dem Schutzgebiet eine reichlich fließende Einnahmequelle zu erschließen. Natürlich muß mit dem zunehmenden Abschuß auch das Hegen des Wildes zunehmen und müssen neue, streng bewachte Reservate geschaffen werden. Endgültiges über diese Jagd- und Wildschutzangelegenheit ist noch nicht beschlossen worden, wie überhaupt während der Reise nicht endgültig beschlossen werden soll. Diese Absicht halte ich für sehr richtig, denn nur so kann vermieden werden, daß unter dem Eindruck des Augenblicks Entscheidungen fallen, die andere, mindestens ebenso wichtige, Interessen schädigen, oder die später rückgängig gemacht werden müssen, wenn nach den Gesamteindrücken der Reise ein gleichmäßiges Abwägen stattfindet.

In Nairobi war auf dem Bahnhof wiederum eine Ehrenkompagnie schwarzer Soldaten aufgestellt, lauter stramme, schöne Gestalten, die tadellose Griffe machten. Abends fand Galadiner beim Gouverneur statt. Nach den Trinksprüchen auf den deutschen Kaiser und den König von England hielt Staatssekretär Dernburg eine Ansprache, worin er sich für den freundlichen Empfang bei seinem unvermutet schnellen und Arbeit verursachendem Kommen bedankte und die Hoffnung auf freundschaftliche Beziehungen der beiden Nachbarkolonien mit so vielen gemeinsamen Interessen aussprach. Gouverneur Hayes Sadler stimmt mit Dernburg völlig darüber überein, daß die gemeinsamen Beziehungen von Britisch- und Deutsch-Ostafrika gepflegt werden müssen, darunter als wichtigste die Frage der Eingeborenenbehandlung, denn Fehler, die in einem Schutzgebiete in so wichtigen Dingen gemacht werden, müssen sich stets auch in der Nachbarkolonie fühlbar machen.

Die Aufnahme bei den Engländern war recht herzlich; so quartierte sich der Sohn des Hauses, ein indischer Jägerhauptmann, der als Adjutant bei seinem Vater weilt, aus, und schlief im Zelte. Sogar für die schwarzen Diener wurde ausgezeichnet gesorgt und sie erhielten schöne Zelte angewiesen. Nairobi ist als Sitz des Gouvernements in gesunder Höhenlage erbaut, es liegt zirka 1200 Meter hoch, ist malariefrei und ermöglicht durch sein gutes Klima mit kalten Nächten dem Europäer jahrelangen Aufenthalt. Auch wir müssen in absehbarer Zeit unser Gouvernement von Dar-es-Salaam und der ungesunden Küste nach einem gesunden Orte im Innern der Kolonie verlegen, einmal, um den raschen Wechsel, die kurzen Dienstperioden und den vorzeitigen Verbrauch der Beamten zu vermeiden und dann, um einen schnelleren Verkehr mit dem Gouvernement herzustellen. Jetzt dauert die Verbindung mit den an der Westgrenze liegenden Orten Wochen, ja Monate. Wenn Dernburgs Reise zur Durchführung kommt, wird ein geeigneter Ort sicherlich ins Auge gefaßt werden.

Auffallend ist in Nairobi, daß die Geschäfts- und Wohnhäuser der Indier aus Wellblech gefertigt sind und auf kurzen Steinpfählern stehen, so daß zwischen der Erde und dem Fußboden der Häuser zirka ein Meter Zwischenraum ist. Es kommt dies von der Pestepidemie, die im Jahre 1902 infolge von Einschleppung in Nairobi schlimm hauste. Damals wurden die unsauberen und gefährlichen Indierhäuser abgebrannt und an ihrer Stelle mußten die neuen Gebäude in der angegebenen Weise errichtet werden. Zu jener Zeit weilte ich in Deutsch-Ostafrika. Es herrschte dort ernste Besorgnis, und es wurden energische Maßregeln gegen die Einschleppungsgefahr

getroffen. Die beste Sicherheit lag in der in unseren Städten von vornherein aus sanitären Gründen angestrebten Sauberkeit, also in der früher besprochenen und von den Ausländern angefochtenen deutschen Gründlichkeit. In einem früheren Briefe schrieb ich von den Indern und ihrer Bedeutung für die Ostküste. In Britisch-Ostafrika spielt das indische Element eine viel größere Rolle als bei uns. Es gibt keinen Berufszweig, in dem die Inder nicht vertreten sind. Besonders auffällig ist ihre Verwendung im Bahnbetriebe.

Wenn ich an Südwestafrika zurückdenke, an die Otavibahn und an die Staatsbahn, die mit europäischen Angestellten betrieben wird, so komme ich zu dem Schluß, daß wir unbedingt darauf hinarbeiten müssen, die an und für sich intelligenten Eingeborenen der in Betracht kommenden Kolonien dazu heranzubilden, daß sie die Stellen der unteren Betriebsbeamten einnehmen können. Man wird hier einwenden, daß dann die Schwarzen den Deutschen das Brot wegnehmen. Dem ist gegenüber zu stellen, daß die Bahn eine große wirtschaftliche Bedeutung hat. Nur mit billigen Tarifen kann sie wirklich der Erschließung und Entwicklung des Landes dienen. Im Innern der Kolonie können die größten Handelswerte ruhen, die sich nicht ausnutzen lassen, weil der Bahntransport zur Küste zu teuer, also eine Konkurrenz auf dem Weltmarkte für den Produzenten unmöglich ist. Die Bahn muß also billig wirtschaften, um der Allgemeinheit zu dienen. Für diese wird sie ja auch gebaut, und nicht für einige wenige Angestellte, denen sie Brot gibt. Ich bin sogar der Ansicht, daß man in Erwägung ziehen soll, bis zu dem Zeitpunkt, an welchem der Neger so weit ist, andere billigere Arbeitskräfte heranzuziehen, als den deutschen unteren Bahnangestellten, der ja körperlicher Arbeit in tropischen und teils auch subtropischen Gegenden nicht gewachsen ist. Für den Deutschen gibt es in den Kolonien bei fortschreitender Entwicklung andere und lohnendere Beschäftigung.

Die beiden Hauptaufgaben für die Entwicklung von Deutsch-Ostafrika sind möglichst schneller Bau einer Zentralbahn, die mit billigen Tarifen arbeitet, und zweitens eine vernünftige Eingeborenenbehandlung, durch welche Unruhen vorgebeugt wird, und die Arbeitskraft der Neger ausgenutzt werden kann. Ohne den Neger als Arbeiter können wir in Deutsch-Ostafrika nicht vorwärts kommen, das steht fest. Es heißt also, Mittel finden, ihn auf gutlichem Wege zur Arbeit zu bringen. Hierzu gehört auch das Anerkennen von Bedürfnissen, zu deren Deckung der Eingeborene Geld haben muß, das er durch Arbeitsleistung erwirbt.

IX.

Port Florence, am Viktoria-See, den 15. August 1907.

Von Nairobi nach Port Florence. — Löwe, Hyänen und wilde Hunde. — Kawirondoleute und die Schlafkrankheit. — Dr. Rathenau. — Fahrt auf dem Viktoria-Nyanza.

Wenn jemand nur von Mombasa nach Nairobi mit der Eisenbahn fährt, erhält er von dem Werte Afrikas keinen sehr guten Eindruck. Nach dem Passieren des fruchtbaren Küstenstreifens kommt meist öde Buschsteppe, die nur durch den ungeheuren Wildreichtum belebt wird, und hierdurch einen besonderen Reiz erhält. Nairobi verließen wir am 13. August gegen Mittag und Dornburg wurde wiederum mit allen militärischen Ehren abgefeiert. Kaum waren wir abgefahren, da änderte sich mit einem Schlage das Vegetationsbild. Meile um Meile fuhren wir durch blühende Eingeborenenpflanzungen. Soweit das Auge reichte, sah man bestellte Felder; Mais, Negerhirse und Bananen bemerkte man am meisten. Die Gegend ist gut bevölkert und die Bewohner betreiben eifrig den Anbau von Eingeborenenkulturen. Die Neger hierzu zu erziehen und durch sie selbst Ausfuhrwerte schaffen zu lassen, ist für die Bezirksbeamten in Deutsch-Ostafrika eine sehr wichtige Aufgabe, und wir werden auf dem Marsche

von Muanza nach Tabora Gelegenheit haben, zu beurteilen, was hierin auf deutschem Gebiet schon geschehen und erreicht ist.

Je höher die Bahn hinaufstieg, desto wilder wurde die Gegend, und wir kamen an Stellen mit Urwaldsvegetation, wo gewaltige Lianen die Bäume umschlingen, das Dickicht undurchdringlich ist und die Farnkräuter die Höhe und Gestalt von Bäumen annehmen. Dieser Teil der Fahrt erinnerte sehr an Usambara in Deutsch-Ostafrika. Die Vegetation in Usambara ist aber noch milder und üppiger, der Boden also anscheinend noch fruchtbarer als das Land, welches wir durchfuhren.

Bald hatten wir den Kamm des Gebirges erreicht und waren entzückt von dem überwältigenden Blick in die weite, weite Steppe, die sich endlos dahinzieht, hin und wieder unterbrochen von einem Berge, der sich plötzlich und unvermittelt inmitten der Ebene erhebt. Wir fuhren wieder abwärts und der Charakter der Landschaft wurde wieder milder. Auf's neue kam die lichte Buschsteppe und mit ihr der Wildreichtum. Dieses Mal waren es hauptsächlich große Rudel von Zebras zu beiden Seiten der Bahn. Gegen Abend kam der Naivasha-See in Sicht. Vorher hatte sich die Nähe eines größeren Ortes durch viele und große Viehherden angekündigt. Auf der Station Naivasha, unmittelbar am See, wurde See eingenommen, und es fand Begrüßung durch eine Ehrenkompagnie und den anwesenden höchsten Beamten statt. Bis in die Nacht hinein sah man dann die Herden mit ihren Hirten bald näher bald weiter von der Bahnstrecke. Mit der Dämmerung kam auch das Raubzeug. Links stand wenige Schritte vom Bahnkörper eine gefleckte Hyäne, und rechts eilte mit großen Sprüngen ein Löwe durch die Steppe, scheinbar ein Wild jagend. Später rastete eine Antilope in Todesangst dahin, verfolgt von einem Rudel wilder Hunde. Eine ganze Weile ging die aufregende Jagd längs des Zuges mit gleicher Geschwindigkeit wie wir, bis eine Bodenwelle die Flucht der Antilope nach der Seite ablenkte.

Die folgende Nacht wurde wieder im Zuge verbracht, sie war weniger kalt, als die vorangegangene. Am 14. August überschritt die Bahn bei Mau den höchsten Punkt mit ungefähr 2400 Meter Höhe.

Ein herrliches Panorama reichte sich an das andere, und der Blick auf die nahen und fernen Bergländer und auf die weite Steppe gehört mit zu dem schönsten, was ich je gesehen habe.

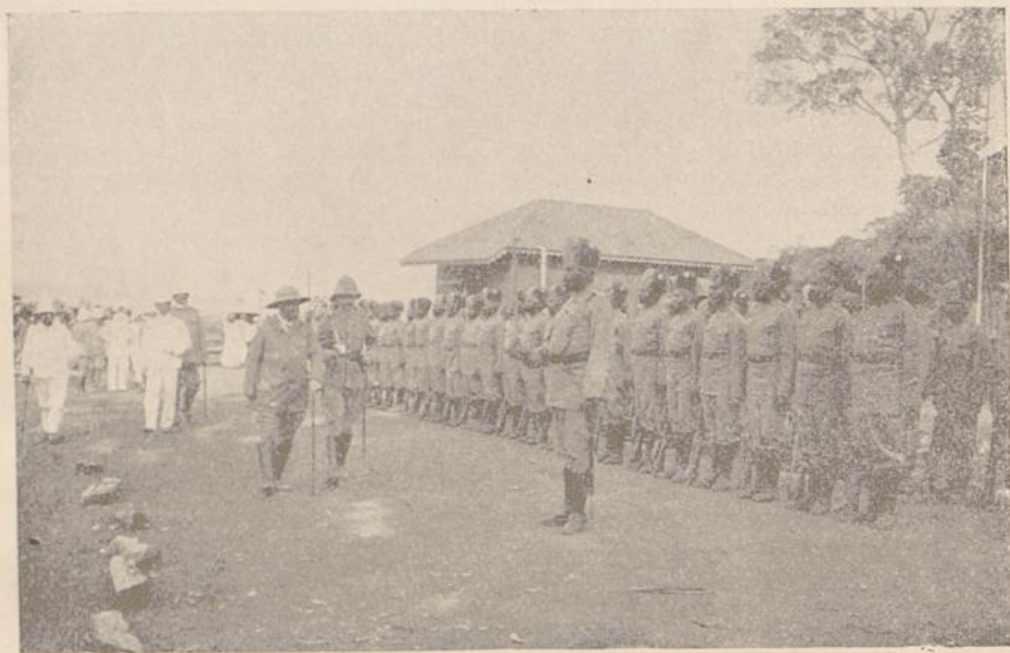
Um 3 Uhr trafen wir in Port Florence ein, dem Endpunkt der Bahn und dem Ausgangspunkt für die Dampferfahrt um den Viktoria-Nyanza. Die Betriebsleitung für Bahn und Dampfschiff liegen in einer Hand. Nachdem Dernburg die übliche Ehrenkompagnie abgeschritten hatte, fuhren wir gleich bis zu dem Dampfer „Clement Hill“ weiter, der uns zu der Fahrt nach Muanza aufnehmen sollte und der in zuvorkommender Weise von den britischen Behörden dem Staatssekretär zur Verfügung gestellt war. Der „Clement Hill“ ist ein schmuckes Schiff von 886 Reg.-T. mit überraschendem Komfort. Wir alle hätten es uns nicht träumen lassen, im Herzen Afrikas ein vollständig den modernen Anforderungen eines großen Passagierdampfers entsprechendes Schiff zu finden.

An Bord des „Clement Hill“ auf dem Viktoria-Nyanza, den 15. August.

Sogar die Verpflegung auf dem Seedampfer ist besser als auf dem „Feldmarschall“, der uns von Neapel nach Dar-es-Salaam gebracht hat. In Port Florence machen die Eingeborenen — die Kawirondoleute — einen eigenartig wilden Eindruck. Die Männer, und vielfach auch die Frauen, gehen vollständig unbekleidet. Die Geschäfte liegen, wie überall in Britisch- und Deutsch-Ostafrika, in den Händen der Inder. Auf dem stark besuchten Markt war neben einer Anzahl indischer Kaufläden eine von Eingeborenen betriebene Schmiede, wo Hacken, eiserne Kuhglocken usw. gefertigt und gleich verhandelt wurden. Die Kawirondoleute sind von schöner, kräftiger und stolzer Gestalt. Leider kommen unter ihnen alle Krankheiten, einschließlich Pest und Schlafkrankheit vor und dezimieren sie stark. Die Schlafkrankheit ist erfreulicherweise sehr zurückgegangen. In dem Eingeborenenhospital fand ich nur drei Personen vor, die an dieser Krankheit litten. Zwei lagen in tiefem Schlaf, die dritte war bei halbem Bewußtsein. Früher befand sich das Krankenhaus auf einer Landzunge weiter westlich, wurde aber wegen

der scheinbar ungesunden Lage verlassen und dann wurde ein neues unweit der Eisenbahn und der Werft errichtet. Ebenfalls wegen der Schlafkrankheit hat man die Gebäude der eigentlichen Stadt mehr landeinwärts verlegt. Auf der Werft lag ein Dampfer im Bau, der noch größer als unser „Clement Hill“ werden soll. Daneben befindet sich ein in den Felsen des Ufers eingesprengtes Dock, in dem der „Winifred“, ein anderer Seedampfer, trocken lag. Ein drittes Schiff befand sich auf dem See in Fahrt.

Die Ugandabahn in Verbindung mit der Dampfschiffahrt auf dem See ist ein afrikanisches Kulturwerk der Engländer, von dem wir außerordentlich viel lernen können. Ich halte es für sehr bedeutungsvoll, daß gerade der Mann, in dessen Hand zurzeit das Geschick und die Entwicklung unserer Kolonien gelegt ist, das Vorgehen und die Leistungen der Engländer in unserm Nachbarland kennen lernt, das im großen und ganzen dieselben Verhältnisse aufweist wie Deutsch-Ostafrika. Auch von der Anwesenheit des Dr.



4. Dernburg schreitet die Front einer britischen Ehrenkompagnie von Sikhs in Entebbe ab.

Kathenau ist ersprießliches zu erwarten. Er ist unstreitig ein Mann von scharfem, durchdringendem Verstand mit kritischer Veranlagung. Als Ingenieur ist er Fachmann für viele wichtige Fragen, welche koloniale Unternehmungen und die Möglichkeit ihrer Verwirklichung betreffen und als sehr einflußreicher und hochangesehener Finanzmann ist er nicht nur in der Lage, die Möglichkeit der Finanzierung zu überschauen, sondern diese auch selbst durch unparteiischen Bericht an die Finanzkreise zu vermitteln. Staatssekretär Dernburg legt auf das Urteil von Dr. Kathenau, mit dem ihn Bande der Freundschaft verbinden, großen Wert und er ist ihm sehr dankbar dafür, daß er das Opfer gebracht hat, sich von seinen Geschäften loszureißen und die Reise mitzumachen. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich in Dr. Kathenau einen Mann sehe, der in der Entwicklungsgeschichte unserer Kolonien noch eine Rolle spielen wird.

Um ein Uhr heute, am 15. August, lichtete der „Clement Hill“ die Anker, und es ging hinaus auf den Viktoria-Nyanja. Ein eigentümliches Gefühl beschlich mich, als ich auf unserem eleganten und bequemen Dampfer auf den See hinausfuhr, der einst mit unglaublichen Schwierigkeiten und Gefahren von kühnen Männern erforscht wurde. Aus der Erinnerung stiegen die Bilder auf, die ich mir vor zwanzig Jahren von diesem gewaltigen Binnengewässer gemacht hatte, zu einer Zeit, da die Karte

Afrikas fast nur aus großen, weißen Flächen mit wenigen angedeuteten Flußläufen bestand und die Abenteuer der afrikanischen Forscher unsere Phantasie beherrschten. Damals war es beinahe eine Tollkühnheit, bis zum See vorzudringen, und erbitterte Kämpfe, Hungersnot, Gefangenschaft und Tod drohten den Tapferen, die das Land durchzogen. Und heute legt man im Schlafwagen den Weg von der Küste zum See zurück, und läßt, an wohlbesetzter Tafel schwelgend, die Ufer des Sees an sich vorübergleiten. Und doch ist nur eine kurze Spanne Zeit verflossen; was sind zwanzig Jahre im Leben der Völker!

Die Ufer der Kawirondobucht sind kahl und nur mit wenigen Bäumen bestanden. Es mag aber sein, daß sie zur Regenzeit einen ganz anderen Pflanzenwuchs tragen. Die zahlreichen Inseln sind in ihrer Vegetation viel üppiger. Je weiter wir aus der Bucht heraus dem offenen See zukommen, desto malerischer werden die von Bergen mit bizarrer Gliederung eingerahmten Ufer. Herr Landschaftsmaler Wildhagen hat sich deshalb auch eifrig an die Arbeit gemacht, um diese Bilder mit ihren wunderbaren Farben festzuhalten, was unserer photographischen Kamera leider noch nicht gelingt. Mit Einbruch der Dunkelheit gingen wir soeben vor einer Insel mit hohem Berge vor Anker, denn nachts wird auf dem See nicht gefahren.

X.

Auf dem Viktoria-Nyanza, den 16. August 1907.

Die Expeditionsmitglieder. — Geplante Unternehmungen. — Die Gefahr der Verwendung von Soldaten aus der eigenen Kolonie. — Eingeborenenbehandlung und internationale Kommission für afrikanische Eingeborenenpolitik. — Entebbe. — Professor Robert Kochs Tätigkeit auf der Insel Sesse.

Nach den Anstrengungen der letzten Tage, in denen auch nicht einer der ganzen Reisegeellschaft zur Ruhe kam, wird die Fahrt auf dem Viktoria-Nyanza dankbar als Erholung benutzt. Seit gestern nachmittag sind alle irgendwie zum Schreiben verwendbaren Plätzchen auf dem Dampfer mit Beschlag belegt, und jedermann, vom Staatssekretär bis zum Diener herab, erledigt die rückständigen Korrespondenzen.

Es verlohnt sich, die Zusammensetzung der Reisegeellschaft etwas näher zu betrachten. Zu den Begleitern Dernburgs gehören der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Freiherr von Rechenberg; Dr. Rathenau, dessen Bedeutung im letzten Briefe gestreift wurde; Oberstleutnant Duade, der Höchstkommandierende der Schutztruppen; Geheimrat Baltzer vom Kolonialamt, der schon früher im Ausland, u. a. in Japan, tätig war, als technischer Sachverständiger; Stabsarzt Engeland von der Schutztruppe als Expeditionsarzt; Landschaftsmaler Wildhagen; Rittmeister Graf Henckel von Donnerstern als Adjutant von Dernburg und Leutnant Schön als Adjutant des Gouverneurs v. Rechenberg; ferner Kanzleisekretär Krüger und zwei Diener. Von den Berichterstattern, die für Dernburgs Reise nach Afrika gekommen sind, hat Herr Alberti-Sittenfeld von der „Berliner Morgenpost“ einen anderen Weg eingeschlagen und Herr E. Zimmermann ist wegen Erkrankung in Dar es Salam zurückgeblieben. Es bleiben noch die Herren Hornung als Vertreter der „Kölnischen Zeitung“ und „Straßburger Post“, Dr. Storz für mehrere rheinische Blätter, Kurt Loeppen aus Zanzibar für den „Lokalanzeiger“, A. Zimmermann als Vertreter von Wolfs Telegraphenbureau und ich als Korrespondent der „Leipziger Neuesten Nachrichten“.

Kurt Loeppen aus Ostpreußen weiß schon fünfundsanzig Jahre in Ostafrika und ist Mohammedaner. An seinem Uebertritt zum Islam war die Liebe schuld. Als junger Mann lernte Loeppen im Jahre 1888 in Lamu eine Araberin kennen, in die er sich sterblich verliebte. Die schöne Orientalin willigte aber n. unter der

Bedingung ein, die Seine zu werden, wenn er sich nach mohammedanischem Ritus mit ihr trauen ließe. Zu diesem Zweck trat Zoepfen heimlich zum Islam über. Im Jahre 1890 verzog der jetzige Berichterstatter des „Lokalanzeiger“ nach Zanzibar und erkrankte dort lebensgefährlich am Schwarzwasserfieber. Als ihn seine Frau eines Tages am Krankenlager besuchte, wollten die Araber sie todschlagen, da sie durch ihren Verkehr mit einem Christen ihre Religion schände. Um sie zu retten, mußte Zoepfen offen bekennen, daß er Mohammedaner geworden sei. Von jener Zeit an hat er stets auch den Europäern gegenüber als Mohammedaner gelebt, einmal, da er nicht wortbrüchig werden wollte, und dann, da er im Islam die dem Orient am besten angepasste Religion zu erkennen glaubte. Sein Uebertritt wurde natürlich die Ursache, daß er bei den Europäern völlig unten durch war und fast nur noch mit Arabern und Indern lebte. Erst in letzter Zeit gelangte er wieder zu Ansehen, und jetzt ist er als alter Landeskundiger das lebendige Auskunfts-bureau für die Neuen, die zum ersten Male in Afrika reisen.

Auch Herr Hornung ist ein alter Afrikaner. Er gehörte unter Gouverneur v. Schele der Schutztruppe von Ostafrika als Offizier an und machte dann auf Seiten der Buren den Feldzug in Südafrika mit. Dr. Storz ist schon weit in der Welt herumgekommen und hat Indien, Japan und Amerika bereist. Zu den alten Afrikanern zählt auch Ihr Berichterstatter, der sowohl in Ost- und Südwestafrika tätig war, bis schwere Erkrankung seine Pensionierung möglich machte.

Dernburgs Afrikareise hat außer den Genannten eine Anzahl von Persönlichkeiten in das Land gezogen, die an der Erschließung der Kolonie durch praktische Betätigung teilnehmen wollen, nachdem sie selbst mit offenen Augen die Verhältnisse studiert haben.

So befindet sich unter uns Herr Hermann Schubert, ein Baumwoll-Industrieller aus Zittau, der sich hauptsächlich für die Gelegenheit zur Anlage von Baumwollfeldern interessiert. Dann Landrat Wilkens aus Spremberg, der mit Herrn Wiese zusammen in Usambara bereits ein Sägewerk, Sisalagaven- und Kaffeepflanzungen besitzt und außerdem Viehzucht betreibt. Ferner Herr Böhm, ein Landwirt aus Brandenburg, der sich ankaufen will. Bis Muanza geht der Ministerialrat Steglitz vom sächsischen Ministerium, mit. Auch ein Photograph, Herr Beck aus Hamburg, gehört zur Reisegesellschaft, und er ist nicht minder angestrengt als die Journalisten.

Gleichzeitig mit uns weilten bzw. weilen noch folgende Herren im Lande, die große Unternehmungen planen: Kommerzienrat Otto aus Stuttgart, der in der Nähe von Kilossa 4000 Hektar Baumwoll-Land erworben hat und mit dem gleichfalls in Afrika weilenden Bankier Schwarz aus Stuttgart Gründer der Viktoria-Nyanza-Dampfschiffahrtsgesellschaft ist. Diese hat es sich zur Aufgabe gestellt, den Verkehr zwischen den kleineren Orten am See zu vermitteln, wo die großen britischen Dampfer, wie unser „Clement Hill“, nicht anlegen und auch die Dhaus, d. h. die Segelschiffe der Indier und Eingeborenen, in Schlepptau zu nehmen.

Einstweilen ist mit einer kleinen Barkasse begonnen worden, der in Kürze ein größerer Dampfer folgen soll.

Sachsen ist stark vertreten, neben den oben genannten beiden sächsischen Landsleuten weilen noch zwei Brüder Reichelt aus Neu-Gersdorf im Lande, um Gelegenheit zu günstiger Kapitalanlage zu suchen. Die Deutsche Bank hat als ihren Vertreter Herrn Dr. Kliemke mit unserer Reise gesandt. Dieser Herr ist gleichzeitig Direktor der Deutsch-Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft, welche die Strecke Dar es Salam—Morogoro, d. h. den Beginn der geplanten Zentralbahn, in Besitz hat. Bis zum Oktober wird die ganze 210 Kilometer lange Strecke dem Betrieb übergeben werden.

Entebbe, den 17. August 1907.

Soeben lichteten wir den Anker, mußten ihn aber gleich wieder auswerfen, da dicker Nebel über dem See liegt und die Fahrt wegen der vielen Inseln und Riffs ohne helles Tageslicht zu gefährlich ist. Gestern nachmittag trafen wir um 3 Uhr in Entebbe ein, wie gewöhnlich von einer Ehrenkompagnie empfangen. Diesmal be-

stand sie aber nicht aus Negern, sondern aus indischen Soldaten. Dies hat seinen guten Grund. Vor einigen Jahren meuterten die Sudanesen, aus denen die britische Schutztruppe bestand, und die Engländer hatten große Angst, aus dem Uganda-Protectorat verdrängt zu werden oder besser gesagt, zu seiner Behauptung erbitterten Kämpfen entgegensehen zu müssen, wenn die Askaris mit der eingeborenen Bevölkerung gemeinsame Sache machten. Deshalb ersetzten sie kurzerhand die Sudanesen durch Inder. Die Meuterei der Askaris und ihr Ersatz durch eine andere Völkerschaft gibt auch uns einen Fingerzeig. Wir dürfen nicht warten, bis wir durch Schaden am eigenen Leibe klug werden, sondern müssen aus dem Nachteil, den andere erlitten haben, unsere Lehren ziehen.

Wenn unsere Askaris sich auch im letzten Aufstand ausgezeichnet gehalten haben, so gibt dies doch keine Gewähr dafür, daß sie nicht eines Tages, wie in Uganda, den Gehorsam verweigern und als Söhne des Landes bei Unruhen auf die Seite ihrer Stammesgenossen und Brüder treten. Man weise dies ja nicht von der Hand und denke sowohl an den ostafrikanischen als auch an den südwestafrikanischen Aufstand, wo der Aufruhr unter den Augen der Deutschen organisiert wurde, ohne daß sie die leiseste Ahnung hatten. Wir sind zwar nicht in der glücklichen Lage wie die Eng-



5. Frauen holen den Staatssekretär ein.

länder, daß wir die Bevölkerung eines Erdteils gegen die des anderen auspielen können, aber wir haben doch immerhin so verschiedene Gebiete in unserem Besitz, daß deren Völkerschaften durch Religion, Sitte und Sprache entgegengesetzt sind. Nutzen wir diesen Gegensatz durch Verwendung Angehöriger eines Stammes im Gebiete des andern aus, so haben wir eine gewisse Sicherheit gegen die Gefahr der Fraternisierung.

Dieser Gedanke wird von Dernburg ernstlich erwogen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß dereinst Kameruner Leute, die in der Schutztruppe dort ausgebildet sind, in Ostafrika Verwendung finden können. An diesem Beispiele sieht man, wie wesentlich der Besuch fremder Kolonien ist. Fast alles, was man zu sehen bekommt, ist aus Blaubüchern, Berichten von Beamten und Reisenden bekannt, es ist aber ein himmelweiter Unterschied, ob man die Verhältnisse aus Büchern kennen lernt oder an Ort und Stelle sieht und nachher mit denen der eigenen Kolonie vergleichen kann. Und dann sieht Dernburg auch ein bißchen mehr als ein gewöhnlicher Sterblicher, der durch Britisch-Ostafrika und das Uganda-Protectorat reist. Er kommt mit denjenigen Leuten zusammen und spricht sich mit ihnen aus, welche die besten Kenner

des Landes sind und neben den bestehenden Verhältnissen auch deren Ursachen kennen. Was ein anderer durch mühsames Forschen und Schlußfolgerungen zu ergründen sucht, die leider oft genug falsch sind, das erfährt Dernburg in wenigen Minuten durch die Personen, bei denen die Fäden zusammenlaufen, denn die britischen höchsten Kolonialbeamten sind unstreitig ausgesuchte Männer von hervorragender Tüchtigkeit, weitem Blick und langjähriger Erfahrung. Auf die Eingeborenenbehandlung legen sie das größte Gewicht, und mit vollem Rechte. Zu einer richtigen Eingeborenenbehandlung gehört eingehende Kenntnis von Land und Leuten, und die ging uns noch vielfach ab und wurde die Quelle von Fehlern unserer Verwaltung in der Eingeborenenpolitik.

Dernburg sucht dem unter anderem dadurch abzuwehren, daß er dafür sorgen will, die Beamten länger im Lande zu halten, damit sie als Leute wirken, die mit den Eingeborenen vertraut sind und ihr Vertrauen genießen. Dies wird in erster Linie durch eine bessere Besoldung zu erlangen sein. So wird einmal das längere Verweilen im Kolonialdienst erreicht werden und dann steigert sich auch das Verantwortlichkeitsgefühl. Gouverneur Frhr. v. Rechenberg wird als vorzüglicher Kenner von Land und Leuten geschätzt. Ein Umschwung in der Eingeborenenpolitik ist unverkennbar, wie ja auch aus dem früher geschilderten Besuch des Staatssekretärs und des Gouverneurs bei dem ehemaligen verdienten Wali Soliman bin Nasr zu ersehen ist. An Stelle der mehr oder minder hart fühlbar gemachten Gewalt des Stärkeren, um den Neger uns, d. h. dem einzelnen und insgesamt unserer Volkswirtschaft nutzbar zu machen, wird diese zielbewußte, voraussetzende Erziehung zu Bedürfnis und Arbeit in die Wege geleitet werden, die an die bisher vielverkannte Intelligenz der Schwarzen anknüpfen soll. Wir wollen und dürfen nicht eine Bevölkerung von Sklaven haben, sondern einen freien Arbeiterstand.

Freilich liegt in der Hinauferziehung in letzter Linie für spätere Generationen auch eine Gefahr, wenn einmal der Neger soweit kommen sollte, daß er durch seine allgemeine Bildung und Fertigkeiten auf den Gebieten des Handels, der Industrie usw. zu der Anschauung kommt, daß er dem weißen Manne ebenbürtig sei. Dieses Problem zu lösen ist einer späteren Zeit vorbehalten, und es wird dereinst eine schwarze Gefahr geben, wie es jetzt eine gelbe gibt. Heute schon muß diese Gefahr ins Auge gefaßt werden und zwar einträchtig von allen afrikanischen Kolonialmächten; sie alle haben gleiches Interesse. Der erste Schritt hierzu liegt in der Erkenntnis, daß über der Eingeborenenpolitik eines jeden Schutzgebietes eine gemeinsame afrikanische Eingeborenenpolitik stehen muß. Wie in London eine internationale afrikanische Wildschutzkonferenz einberufen wurde, so müßte eine periodisch tagende internationale Kommission für afrikanische Eingeborenenfragen zusammentreten.

Doch zurück zum Viktoria-Nyanza! Entebbe ist eine richtige Beamtenstadt, zählt 120 Europäer als Einwohner und an Eingeborenen nur so viel, wie als Arbeiter, Träger, Diener usw. für die Europäer nötig sind. Die große Anzahl der letzteren ist durch den Sitz des Gouvernements in Entebbe bedingt.

Auch wir Deutschen sind durch die bekannte Hamburger Kolonialfirma Hausing & Co. vertreten, deren Geschäftsleiter, Herr Schulze, in Entebbe mit der Wahrnehmung der deutschen Konsulatsgeschäfte betraut ist. Bei ihm gab es abends ein treffliches Diner für alle Expeditionsteilnehmer, wobei lebende Veilchen, Nelken und Rosen als Tafelschmuck an die ferne Heimat erinnerten. Überall in Entebbe herrscht ein herrlicher Blumenflor, und der botanische Garten, den das Uganda-Protectorat zu Versuchszwecken mit großem Kostenaufwand unterhält, ist, wenn ich Ausdehnung und Mannigfaltigkeit zusammenfasse, einer der schönsten, den ich kenne. Entebbe liegt auf einer Erhebung am See, und der stets wechselnde Blick auf diesen hinab bietet eine das Auge erfreuende Ueberraschung nach der anderen.

Die Schlafkrankheit herrscht zurzeit in Entebbe selbst nicht, aber wohl in der weiteren Umgebung. Hunderte und aber Hunderte von Kranken strömen unserem Professor Robert Koch zu, der auf der Insel Gessse, an der wir heute vorüberfahren werden, sein Hospital und Laboratorium aufgeschlagen hat und in hohem Alter fern von aller Kultur unter schwierigsten Verhältnissen sein Leben für das Wohl der Menschheit auf das Spiel setzt. Wahrlich ein herrliches und erhebendes Beispiel

deutscher Gelehrtentätigkeit. In Entebbe glaubt man daran, daß Koch mit seinen Impfsversuchen endgültigen Erfolg gehabt und ein Heilmittel gegen die furchtbare Schlafkrankheit gefunden habe. In Uganda hat sie 300 000 Eingeborene, also 10 Prozent der Bevölkerung, dahingerafft, es sind ihr auch drei Europäer zum Opfer gefallen. Professor Koch hat über seine Versuche noch kein endgültiges Urteil abgegeben, steht aber am Abschluß seiner Forschungen, denn am 14. Oktober beabsichtigt er mit dem gleichen Dampfer, den auch Dernburg zu benutzen gedenkt, die Heimreise nach Deutschland anzutreten.

XI.

Bukoba, den 18. August 1907.
(Westufer des Victoria-Nyanza.)

Bukoba und seine Bedeutung. — Ein neuer Hafen?

Was bisher auf der Reise des Staatssekretärs Dernburg gesehen wurde, das stand alles stark unter europäischem Einfluß. Dar-es-Salaam und Entebbe sind Beamtenstädte, Zanzibar ist ein internationaler Hafen, Mombasa der Ausgangspunkt für die Eisenbahn und der Einfuhrhafen, Port-Florence Endpunkt der Eisenbahn und der Ausgang für die Schiffahrt auf dem Victoria-Nyanza, Nairobi Gouvernementsitz und wichtiger Platz für die Eisenbahn und die weißen Ansiedler.

Mit Bukoba aber sahen wir zum ersten Mal echtes Afrika, wo sich die ursprüngliche Eingeborenenvorstellung noch erhalten und die deutsche Verwaltung sich ihr nur geschickt angegliedert hat.

Die Verwaltungsbehörde ist deshalb kein Bezirksamt, sondern eine Residentur, und die Eingeborenen werden von sieben Sultanen beherrscht, denen das Land, die Leute und deren Besitz gehören. Im Jahrgang 1905 und 1906 der Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft habe ich in einer Arbeit über die Besiedelungsversuche und die Arbeiterfrage in den afrikanischen Kolonien Portugals nachzuweisen gesucht, wie wichtig es ist, daß die Verwaltung sich zur Erlangung von Arbeitern an die Verfassung der Eingeborenen, d. h. an das Herkömmliche, Gewohnte, anlehnt. Eine Arbeitsleistung für seinen Häuptling ist für den Neger etwas Selbstverständliches. Wird dieselbe Arbeit vom Europäer verlangt, so empfindet der Schwarze sie als Zwang, gegen den er sich, sobald sich die Gelegenheit bietet, auflehnt. Erlangt der Europäer aber die Leistung des Negers durch den Häuptling, so ist allen Teilen gedient. Es war mir sehr erfreulich, in Bukoba ein Beispiel dafür zu finden, wie in der deutschen Kolonie ohne rohe Gewalt unter der Benutzung der bestehenden Verhältnisse die eingeborene Bevölkerung denjenigen Zwecken nutzbar gemacht wird, welchen unsere Kolonisationsbestrebungen dienen.

In der Residentur Bukoba sind die Neger Leibeigene ihrer Sultane, von denen ihnen Land angewiesen wird, wofür sie einen Zehnten in Naturalien abzuliefern haben. Da die Feldarbeit hauptsächlich von Weibern verrichtet wird, bilden die heranwachsenden und die arbeitsfähigen weiblichen Personen ein bedeutendes Wertobjekt, und die Sultane nahmen je nach Bedarf oder Gefallen den Familienvätern Weiber und Kinder fort, kurz, übten Sklaverei im üblen Sinne des Wortes aus, indem sie Mann und Frau, Mutter und Kinder trennten. Um diesem greulichen Zustand abzuwehren, ohne die Sultane durch Verschließung ihrer Einnahmequelle unzufrieden zu machen und zum Aufstand zu reizen, mußte den schwarzen Herrschern ein Ausgleich für den Ausfall an Einkommen gegeben werden. Dieser Ausgleich besteht in der Gewährung eines Anteils an der Hüttensteuer. Dieser wird durch die in der Schule zu Bukoba im Suaheli-Lesen und -Schreiben ausgebildeten Steuereintnehmer der Sultane erhoben und beträgt pro Hütte vier Kupien. Hiervon erhält der Sultan eine Kupie und die deutsche Ver-

waltung drei Rupien. Die Gesamteinnahme an Steuern beträgt für das Gouverne- ment jährlich 106000 Rupien. Die Sultane erhalten ihren Steuerteil nur unter der Voraussetzung, daß sie weder Weib noch Kind ihrer Untertanen wegnehmen, es hat also die richtige Ablösung einer schlimmen Art von Sklaverei durch Geld stattgefunden. Da die Sultane den Zehnten in Naturalien einziehen und außerdem noch den Anteil an der Hüttensteuer haben, liegt es in ihrem Interesse, daß die ihnen gehörige Bevölke- rung arbeitsam ist und Geld verdient. So kommt es, daß das für afrikanische Ver- hältnisse dicht bevölkerte Land Schambe an Schambe, d. h. einen landwirtschaftlichen Betrieb der Eingeborenen neben dem anderen aufweist und die Ausfuhr der Eingeborenenprodukte bedeutend ist. Die Hebung der Eingeborenenkulturen geschah durch zwei Faktoren, abgesehen von dem Interesse der Sultane: Einmal durch die Aufstände in Uganda in den Jahren 1897 und 1898 und dann durch den Bau der Uganda- Bahn mit anschließender Dampfschiffahrt auf dem Victoria-Nyanza.

Als die Unruhen unter den Eingeborenen und die Meuterei der Askari in Uganda Handel und Wandel lahm legten und das Land verwüsteten, mußten die Lebensmittel für die indischen Regimenter aus den benachbarten Landschaften herbeigeschafft werden, und hierdurch fand rege Ausfuhr von Eingeborenen-Nahrungsmitteln nach dem Auf- standsgebiet und vermehrter Anbau statt. Nachdem aber in Uganda wieder friedliche Verhältnisse eingelehrt waren, würde nicht nur Stillstand, sondern Rückgang zu ver- zeichnen gewesen sein, wenn nicht inzwischen die Ugandabahn das Gebiet des Victoria-Nyanza erschlossen hätte. Hier liegt geradezu ein Schulbeispiel vor, wie die Schaffung von Verkehrswegen und Verkehrsmitteln Afrika erschließt.

Einige Zahlen von der Ausfuhr und Einfuhr der letzten Jahre beweisen dies auf das schlagendste:

Ausfuhr:

Jahr	Kaffee	Erdnüsse	Häute und Felle	Gesamtausfuhr (worin alle anderen Waren enthalten sind)
1904	750 <i>℥</i>	464 <i>℥</i>	328 797 <i>℥</i>	329 811 <i>℥</i>
1905	51 565 "	12 227 "	429 737 "	511 834 "
1906	86 868 "	1 257 " (Mißernte)	642 944 "	762 098 "

Einfuhr:

Jahr	Baumwoll- gewebe	Baumwoll- bekleidung	Metallwaren	Gesamteinfuhr (worin alle übrigen Waren enthalten sind)
1904	258 899 <i>℥</i>	21 475 <i>℥</i>	2 271 <i>℥</i>	389 822 <i>℥</i>
1905	349 815 "	40 866 "	15 764 "	510 926 "
1906	500 724 "	112 292 "	27 759 "	754 749 "

Im laufenden Jahre scheinen sich die Zolleinnahmen noch mehr zu erhöhen. Er- freulicherweise kommen auch neue Ausfuhrprodukte hinzu. So wird zum Beispiel von unserem Dampfer „Clement Hill“ für 3000 Mark Wachs in Bukoba an Bord genommen.

Da die Zollstatistik nur die letzten drei Jahre, also die direkte Wirkung des Bahn- baus umfaßt, ist es interessant, an der Hand der Hüttensteuerstatistik die Entwicklung des Landes etwas weiter zurückliegend zu beobachten. Die Einnahmen an Steuern stellen sich wie folgt:

Jahr:	1899	1900	1901	1902	1903	1904	1905	1906
Rupien:	2300	4000	6000	9000	8700	20 600	86 500	106 735

Wie aus den angeführten Zahlen hervorgeht, bieten Kaffee, Erdnüsse, Häute und Felle die hauptsächlichsten Ausfuhrsgüter. Der Kaffee ist eine wilde Art, die anscheinend

aus dem Sudan herübergekommen ist. Felle und Häute kommen zum Teil aus Urundi und Ruanda, also nicht aus dem Verwaltungsbezirk Bukoba; Rinder und Ziegen liefern das Material. Bei der Einfuhr stehen in erster Linie die Baumwollgewebe, dann folgen Bekleidungsstücke und zuletzt Metallwaren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Bezirk Bukoba eine Zukunft hat. Die Arbeitslöhne sind sehr gering, durchschnittlich $4\frac{1}{2}$ Rupien, gleich 6 Mark, im Monat, die Bevölkerung ist dicht — sie beträgt ca. 333 000 Köpfe — das Land ist fruchtbar, und die Ausfuhr wird durch die Schifffahrt auf dem See und die Uganda-Eisenbahn ermöglicht. Die hauptsächlichsten Faktoren für kolonijatorische Entwicklung sind also gegeben.

Was ist nun in Bukoba geschehen, und was hat noch zu geschehen? Bukoba liegt an einer kleinen Bucht, die gegen schlechte See keinen genügenden Schutz bietet und das Laden und Löschen sehr erschwert. Im letzten Jahre wäre beinahe ein Dampfer dort zugrunde gegangen. Bei schlechtem Wetter kann oft ein bis zwei Tage lang — ich gebe die Mitteilung des Schiffspersonals wieder — nicht geladen werden, und es müssen Waren zurückbleiben, damit der Fahrplan eingehalten werden kann. Im Laufe des letzten Jahres riß die See fünfundzwanzig Meter des allerdings recht primitiv errichteten Piers fort. Bei weiterer Entwicklung Bukobas werden also die Hafensverhältnisse Schwierigkeiten bereiten. Unser „teures“ Swakopmund lehrt uns, daß wir den Landungsverhältnissen größte Beachtung schenken müssen. Wir müssen demnach ins Auge fassen, wie Vorsorge getroffen werden kann.

Ungefähr 15 Kilometer südlich von Bukoba, unterhalb der Residenz des Sultans Kahigi, liegt eine prachtvolle Bucht, die absoluten Schutz gegen Wind und Wetter gewährt. Hierhin den Hafen und die Residentur zu verlegen, scheint wohl erwägenswert. Der Vorschlag, diesen Plan auszuführen, ist von Männern, die mit dem Land und den Verhältnissen vertraut sind und Jahre lang in Bukoba tätig waren, wiederholt gemacht worden und frühere Stationschefs sollen mit Rücksicht auf eine eventuelle spätere Übersiedlung nach der erwähnten Bucht die Bautätigkeit auf das Neueste beschränkt haben. Der Verlegung der Residentur steht zweierlei entgegen: Einmal, daß die neue Stadt unmittelbar neben die Residenz des Sultans Kahigi zu liegen käme, wodurch dessen Ansehen und Macht bei seinen Untertanen gegen die überlegene Stellung des Residenten und der deutschen Beamten völlig in den Hintergrund treten würden. Kahigi ist der bedeutendste der sieben Sultane von Bukoba, er herrscht über ungefähr 67 000 Menschen und war der erste, der sich im Jahre 1890 Emin Pascha freiwillig unterstellte, als dieser die Station Bukoba anlegte.

Es ist eine Hauptaufgabe des Residenten von Bukoba, das Ansehen der Sultane zu erhalten und zu kräftigen und sich ihrer als Werkzeug zu bedienen, um von der Bevölkerung das zu erlangen, was uns not tut. Ohne weiteres darf daher Kahigis Ansehen nicht untergraben werden. Es wäre aber ganz verkehrt, deshalb den prächtigen Hafen ungenutzt zu lassen und die kommerzielle Entwicklung zu erschweren. Es gilt vielmehr, ein Mittel zu finden, wie man den politischen Einfluß Kahigis gleich günstig erhält und doch den Hafen nutzt. Um diese Frage zu lösen, muß man mehr Kenntnis von Land und Leuten haben, als man durch einen zweitägigen Besuch in Bukoba und Unterhaltungen mit Landeskundigen erlangen kann. Wir glauben aber, daß die Verlegung des Dorfes von Kahigi nach einer anderen Stelle möglich und dem Sultan, wenn richtig beigebracht, auch nicht unangenehm ist. Vorausgesetzt, daß man ihm an seinem neuen Sitz von Seiten des Gouvernements ein nach Negerbegriffen palastartiges — also ganz billiges — Haus mit allerhand Kinkerlitzchen errichtet.

Der zweite Grund, der heute gegen die Verlegung der Residentur spricht, liegt in der von dem derzeitigen Residenten, Hauptmann v. Stürmer, entwickelten regen Bautätigkeit. Man sieht es den sauberen, zweckmäßig und bequem errichteten Gebäuden an, daß Herr v. Stürmer mit Lust und Liebe bei der Sache ist, daß ihm das Bauen Spaß macht und daß er mit Feuereifer daran geht, die bauliche Entwicklung und Vollendung des Ortes Bukoba durchzuführen. Auch die Wege befinden sich in vorzüglichem Zustand, soweit wir auf einem Ausflug nach der Missionsstation Marienberg und nach dem Dorfe Kahigis — das eine zweiundeinhalb, das andere ca. vier Stunden weit — sehen konnten!

Es ist absolut notwendig, daß die Offiziere, Unteroffiziere und Beamten ein menschenwürdiges Unterkommen haben, wenn sie, fern von aller Kultur, bei Entbehrungen mancherlei Art, ihren Dienst versehen sollen, wir möchten aber davor warnen, zu weit zu gehen, ehe die Frage der Verlegung der Residentur nicht endgültig entschieden ist. Die Untersuchung dieser Frage ist vom wirtschaftlichen Standpunkt so wichtig, daß sie sofort und auf das eingehendste vorgenommen werden muß. Heute liegen die Verhältnisse noch so, daß der jetzige Ort Bukoba ohne große Opfer aufgegeben werden kann. Die Werte, die in den Anlagen stecken, stehen in gar keinem Verhältnis zu dem Wert, den ein guter Hafen darstellt.

Nach der Hafenfrage kommt die andere: Wie soll die künftige kommerzielle Erschließung von Bukoba geschehen. Wir haben oben gesehen, daß die Hauptfaktoren für eine erfolgreiche kolonialisatorische Tätigkeit vorhanden sind. Soll nun auf die Eingeborenenkulturen das Hauptgewicht gelegt werden oder auf die Ausnutzung der billigen Arbeitskräfte und der Fruchtbarkeit des Landes durch Plantagenbetrieb, oder soll man beides verbinden? Mir scheint das letztere das Zweckmäßige und Natürliche.

Bisher erfolgte die Entwicklung Bukobas ohne großes Zutun der Verwaltung durch die Macht der Verhältnisse: durch den Aufstand im Uganda-Protektorat und den Bau der englischen Uganda-Eisenbahn. Die Tätigkeit des Residenten konzentrierte sich auf die Erhaltung und Gestaltung guter Beziehungen zu den Sultanen und der Bevölkerung, sowie auf die bauliche Entwicklung. Von nun an wird wohl mehr Gewicht auf die Kulturversuche mit den in Betracht kommenden Tropenpflanzen gelegt werden müssen, damit nicht europäische Pflanzler durch langwierige und kostspielige Versuche unnötig Geld opfern und Zeit verlieren. Dann ist der Bezirk darauf hin anzusehen, wo für die verschiedenen Kulturarten — Baumwolle, Sisalagaven, edlere Kaffeesorten, Kautschuk usw. — anscheinend günstige Bodenverhältnisse sind.

Durch den Zuzug europäischer Pflanzler wird es mit dem idyllischen Leben in Bukoba wohl ein Ende haben, und Aerger und Streit zwischen den Europäern werden ihren Einzug halten, und die Vermittlungs- und Beschlichtigungsversuche zwischen Arbeitgebern, Arbeitern und Sultanen werden viele Zeit des Residenten in Anspruch nehmen und große Anforderungen an seine Geduld und sein diplomatisches Geschick stellen. Da unter keinen Umständen die jetzigen günstigen Arbeiterverhältnisse gestört werden dürfen, wird sich der Residentenposten für die Folge außerordentlich wichtig, aber auch schwierig gestalten. Nach meinen auf dem Studium der Arbeiterfrage anderer Kolonialmärkte beruhenden Erfahrungen möchte ich dringend dazu raten, bei der Verdingung von Arbeitern eine Verwaltungsbehörde unbedingt als Vermittlerin zwischen den Sultanen und den Arbeitgebern einzuschleiben und bestimmte Normen für das Verhältnis zwischen Arbeitern und Arbeitgebern aufzustellen, die von der Behörde zu kontrollieren sind. Sonst laufen wir Gefahr, die jetzigen günstigen Arbeiterverhältnisse zu vernichten und Unzufriedenheit, d. h. den Keim zu Unruhen in das Land zu tragen.

Wichtig ist es auch, daß der Verwaltungsbeamte der Einfuhr seine Aufmerksamkeit zuwendet und vornehmlich darauf hinweist, welche ausländischen Waren durch deutsche ersetzt werden können. Dann ist das Gouvernement in der Lage, die Interessenten durch Mitteilung an die Handelskammern oder andere Veröffentlichungen aufmerksam zu machen. Leider nehmen in Bukoba, wie überall im Schutzgebiete, die indischen Waren eine große Stelle ein.



XII.

An Bord des „Clement Hill“ auf dem Viktoria-Nyanza, den 20. August 1907.

Seefrankheit. — Prunkvoller Empfang in Bukoba. — Besichtigung der Stadt. — Indische und holländische Waren. — Die Mode der Negerdamen. — Besuch der Sultane. — Die Missionsstation Marienberg. — Ausbreitung des Christentums. — Gegenbesuch beim Sultan Kahigi. — Stiftung des Fabrikanten Schubert aus Zittau

Wir sind auf der Fahrt nach Muanza, wo wir den Dampfer verlassen und den Fußmarsch nach Labora, dem wichtigsten Handelsplatz im Innern unseres Schutzgebietes, antreten werden. Ungefähr siebzehn Tage werden wir bis dorthin unterwegs sein.

Der Viktoria-Nyanza kann ganz gehörigen Wellengang haben. Unser Dampfer schlingert und stampft gewaltig. Die Seefrankheit hat Einzug gehalten, und einige Herren opfern Gott Poseidon. Hoffentlich beschwichtigen sie den Gewaltigen, so daß wir nicht zu spät nach unserem Bestimmungsort gelangen, denn dort harret unserer mit der Zusammenstellung der Karawane und der letzten Ausrüstung noch viel Arbeit.

Nachdem ich im letzten Bericht über die wirtschaftlichen Verhältnisse in Bukoba gesprochen habe, muß ich noch nachholen, was äußerlich zu sehen war. Am 17. August gegen 9 Uhr abends waren wir vor Bukoba eingetroffen, konnten aber erst am 18. früh an Land gehen. Der Empfang war in seiner echt afrikanischen Art überwältigend. Am Landungssteg hatte die Kompagnie Aufstellung genommen und ihr schlossen sich die Sultane, soweit sie bereits eingetroffen waren, mit großem Gefolge und ihren Leibkapellen an. Die Musikanten waren auf das Phantastischste mit Fellen, Federn, Zähnen und Gehörnen von Wild ausgeputzt. Der eine Sultan erschien in Purpur mit goldgesticktem Fez, die anderen nach Europäerart in weißen Tropen-Anzügen.

Als Staatssekretär Dernburg die Front der Kompagnien abschritt und die Sultane begrüßte, erklangen die Hörner, die Trommeln wirbelten, die Gomas der Eingeborenen dröhnten, und ihre schrillen Flöten mischten sich in die Begrüßungsrufe. Dann ging es unter betäubendem Lärm in feierlichem Zuge der Stadt zu. Die Mitglieder der Sultanskapellen vollführten die tollsten Bocksprünge. Besonders die Schläger der großen Gomas, welche unseren Kesselpauken gleichen, taten sich durch wildes Schreien und groteskes Springen hervor. Als wir der Stadt ziemlich nahe gekommen waren, standen viele hundert Weiber im Festgewand am Wege und begrüßten durch nicht endendes Trillern und Jauchzen die beiden Bakana Kubas aus Deutschland und Dar-es-Salaam. Gleichzeitig streuten sie Hirse auf die hohen Besucher aus. Immer mehr schwoll der Zug an und immer toller wurde der Lärm. Wo die Gefeierten vorbeikamen, da warfen sich die Eingeborenen wie vor ihren Sultanen auf die Knie, klatschten in die Hände und riefen Begrüßungsworte.

Das saftige Grün der Tropen-Vegetation, die zerklüfteten Felsen, der weite Viktoria-See in Verbindung mit den vielen eigenartigen, wilden Menschen, nahmen die Sinne in merkwürdiger Weise gefangen. Wohl selten ist ein europäischer Fürst in so großartiger, eigenartiger Weise begrüßt worden wie Staatssekretär Dernburg bei seiner Studienreise in Bukoba. Man muß es Hauptmann v. Stümer lassen, er ist ein vorzüglicher Regisseur. Zunächst wurden die Bauten bewundert, meist Werke von des Residenten Baukunst. Die starke Boma, d. h. Festung, welche im Falle von Unruhen als Zufluchtsort für die Europäer dient, die Offiziersmesse, die Wohnungen für Offiziere und Unteroffiziere, die Kammern, die Bureauräume, die Post usw. wurden der Reihe nach besichtigt. Die Schule beschränkt sich unter der Leitung eines schwarzen Lehrers auf die Ausbildung im Lesen und Schreiben in der Suahelisprache, mit dem Ziele, die intelligenteren Knaben zu Steuereinziehern auszubilden. Sie ist in einem geräumigen Hause, welches nach Art der Eingeborenenhütten erbaut ist, untergebracht. Wenn man bedenkt, wie gering die Mittel sind, welche dem Residenten zu Neubauten zur Verfügung stehen, so muß man seine Tätigkeit dankbar anerkennen. Bei dem Rundgang wurde auch eine Art Versuchsgarten in Augenschein genommen, der aber verhältnismäßig wenig aufweist.

In zwei indischen Geschäften ließ sich Staatssekretär Dernburg die gangbarsten Waren vorzeigen und erklären. Es zeigte sich, daß einige Haupteinfuhrartikel aus dem Auslande — Indien und Holland — stammen. Ich bin nicht Fachmann, um beurteilen zu können, ob Indien durch seine billigen Arbeitslöhne und Holland durch seine Lage an der See imstande sind, ihre Baumwollgewebe und Bekleidungsstücke um so viel billiger zu liefern, daß die Konkurrenz der deutschen Industriellen hier ausgeschlossen ist, möchte aber dazu anregen, diese Frage aufs neue zu untersuchen. Die Mode kann hier vielleicht den Anknüpfungspunkt geben. Die Negerdamen sind ihr nämlich genau so unterworfen, wie unsere Damen daheim. Ich möchte nur ein Beispiel von der Küste anführen. Dort tragen die Suahelifrauen als Bekleidung zwei große bunte Tücher, welche in grazioser Weise um den Körper geschlungen werden. Früher wiesen diese Tücher (Kanga) gefällige indische Ornamente als Muster auf. Heute sind diese Muster durch geschmacklose Abbildungen von Gebrauchsgegenständen und Tieren ersetzt, und was eine feine Suahelidame ist, die schämt sich, mit einem altmodischen Kanga, das nur Ornamente aufweist, herumzulaufen. Es wird nicht mehr lange dauern, und die alten Muster sind unverkäuflich.



6. Lager an verwitterten Felsen.

Nach dem Rundgang hielt Hauptmann v. Stümer in seiner Wohnung einen interessanten Vortrag über die Entwicklung von Bukoba und seine Eingeborenenvorfassung. Hierauf fand ein Vorbeimarsch einiger inzwischen von weither verspätet eingetroffener Sultane mit ihren Musikbanden und nach Askari-Art eingekleideten Kriegern statt. An erster Stelle kam Sultan Kahigi in weißem Tropen-Anzug mit wappenbeschlagenem Tropenhelm und Schwert, eine stattliche, selbstbewußte Gestalt, dann folgten Mutangarua und Muntu, der eine in Purpur, der andere in weißem Anzug mit grauem Filzhut. Inzwischen hatte Oberstleutnant Quade die Askaris alarmieren lassen und hielt mit ihnen eine Übung im Scharfschießen ab, wobei das von Askaris bediente Maschinengewehr vorzügliche Treffresultate ergab.

Nachmittags fand ein Besuch der zweieinhalb Stunden entfernten Missionsstation Marienberg statt, wo Bischof Girt, ein Elsässer, seinen Sitz hat. Die weißen Väter, deren Mutterhaus in Algerien liegt, haben sich dort seit 1892 niedergelassen, konnten aber wegen des Widerstandes der Sultane bis zum Jahre 1900 wenig Erfolge aufweisen. Von da an wurde die Christianisierung von der Residentur kräftiger unterstützt, und jetzt zählt die Anzahl der Bekehrten elfhundert bis zwölfhundert. Die Christen sind dem Sultan sehr unbequem, da sie bei Streitig-

keiten mit anderen Eingeborenen und mit den Sultanen selbst die Mission als Rückhalt haben, die wiederum die Residentur für ihre Schutzbefohlenen angeht. Das Fortschreiten des Christentums bildet eine Gefahr für das Ansehen und die Macht der Sultane, und es gehört deshalb für den Residenten eine große Geschicklichkeit dazu, den grollenden Sultanen nicht vor den Kopf zu stoßen und auf der anderen Seite der Ausbreitung des Christentums nicht hinderlich zu sein. Vorsichtiges Vorgehen von seiten der Mission ist geboten, denn bei dem bedrohten Interesse der Sultane ist die Gelegenheit zu Konflikten täglich gegeben. In der letzten Zeit klagen die weißen Väter darüber, daß der Islam starke Ausbreitung finde, ohne daß man der Ursache hierfür oder richtiger gesagt, den Verbreitern des Islams, auf die Spur kommen konnte. Die Tätigkeit der Mission erstreckt sich, wie überall in Afrika, nicht nur auf Religionsunterricht, sondern auch auf die Unterweisung in der Arbeit. Eine Handwerkererschule und Landwirtschaftsbetrieb, bei dem viele Versuche gemacht werden, geben reiche Gelegenheit zur Aulernung der Neger. Die Missionsstation hat auch ihr Augenmerk auf die Gewinnung von Nuzzhölzern gerichtet und größere Anpflanzungen gemacht.

Am 19. August früh morgens war Ausbruch zum Gegenbesuch beim Sultan Kahigi, der vier Stunden von Bukoba entfernt wohnt. Voran ritten auf Maultieren der Staatssekretär, Oberstleutnant Duade, Dr. Rathenau, Geheimrat Balzer und Graf Hencel, dann kam die Askarikompagnie, und hinter ihr folgten in langem Zuge die übrigen Herren auf ihren als Säufte benutzten Stühlen, getragen von den kräftigen Schultern stämmiger Neger. Der ganze Aufzug bot ein eigenartiges Bild. Der Weg führte hinauf zu steiler Höhe, von wo man einen wundervollen Blick auf Bukoba, die grünen Bananenhaine und den Viktoria-See hatte, aus dem hinter unserem Schifflein die Toteninsel, steil wie Capri, emporragte. Dorthin bringen die Neger Bukobas ihre Toten zu Schiff und bestatten sie in Höhlen, die einst das Meer ausgewaschen hat. Es tritt eine Art Mumifizierung ein, wie ich sie bei Leichen kennen gelernt habe, die im Küstenland Südwestafrikas begraben waren. Ueberall, wo wir auf dem Marsche durchkamen, waren Eingeborene emsig bei der Arbeit und bereiteten das Land zu neuer Bestellung vor. Negerhirse, Bataten und Bananen waren allerorts zu sehen. Der ganze Strich, den wir passierten, war sehr fruchtbar. Dreiviertel Stunden vor Kahigis Residenz stiegen wir wieder bis zum See herab, hatten aber von der Höhe noch einen herrlichen Blick auf das Land und zwei Buchten des Sees, von denen die eine der im vorigen Brief besprochene günstige Hafen ist. Als wir die letzte lange Höhe erklimmen hatten, lag vor uns ein breiter Weg, an dessen Ende die Leute Kahigis Spalier bildeten.

Die Kompagnie faßte Tritt, und unter Hörnerklang hielt Dernburg seinen Einzug in der Residenz des Sultans, der ihn bei den Spalier bildenden Leuten erwartete. Die Neger fielen in die Knie, klatschten in die Hände und riefen „Kamerere lugaba“, das heißt: Neige dich zu uns herab, Gebieter. Die Hofkapelle des Sultans stimmte ihre europäischen Ohren unverständlichen, wilden Weisen an, die deutschen Askaris bliesen auf ihren Hörnern und rührten ihre Trommeln, die in Weiß gekleideten, mit Flinten versehenen Ruga-Ruga, d. i. Krieger, des Sultans, präsentierten; kurz, es war ein Höllenlärm. In einem Vorhof wurden in einem mit breiter Veranda versehenen Gebäude Erfrischungen eingenommen, wobei die Sultanskapelle musizierte und Tänze aufführte und der alte Hofnarr einige mühselige Sprünge riskierte. Hierauf ging es durch einen großen Hof, in dem das Volk und die Großen des Reiches wieder Spalier bildeten, nach dem eigentlichen großen Wohnhaus des Kahigis, von wo man die im Hofe aufgeführten Freudentänze ansah. Hauptmann v. Stümer hatte Essen heraufbringen und ablocken lassen und lud die Reiseteilnehmer zu Gast. Dann ging es durch die wundervolle Landschaft über Hügel und durch Täler nach Bukoba zurück. Unterwegs sah man wieder überall die Negerweiber bei der Arbeit. Sie gehen nicht, wie in einem großen Teil Ugandas, ganz unbekleidet, sondern tragen einen aus langen Gräsern gefertigten Rock. Die langen Halme sind einzeln an einer Art Gürtel befestigt, der um die Taille gelegt wird, und hängen lose herab.

Als wir abends wieder auf unserem Dampfer bei Tische saßen, ergriff Herr

Fabrikant Hermann Schubert aus Zittau das Wort und erklärte, daß er zu seinem Bedauern aus geschäftlichen Gründen genötigt sei, in Muanza die Dernburg-Expedition zu verlassen und nach Hause zurückzukehren. Er möchte aber sein Interesse an der wirtschaftlichen Erschließung Afrikas, abgesehen von anderen mit seiner Industrie zusammenhängenden Plänen, dadurch betätigen, daß er einen Preis von dreitausend Mark für die industrielle Nutzbarmachung bisher noch nicht verwerteter afrikanischer Bodengewächse aussetze. Er denke hierbei auch an die Kandelaber-Euphorbie, deren reichlich fließender Milchsaft vielleicht verwertet werden könne. Da dieser Baum in Mengen vorkomme und auf dem schlechtesten Boden gedeihe, könne eine Verwertung seines Saftes veranlassen, daß große, jetzt wertlos liegende Gebiete des Schutzgebietes nutzbringend würden. Er hoffe, daß seine Anregung die Veranlassung würde, noch eine Menge anderer Pflanzen auf ihre Verwertung zu untersuchen. Er behalte sich vor, den ausgesetzten Preis noch zu erhöhen. Dann bat er den Staatssekretär Dernburg, als Preisrichter mitzuwirken. Dernburg dankte dem Spender in längerer Rede, in der er das in Bukoba Gesehene besprach, für sein Interesse an der wirtschaftlichen Erschließung Deutsch-Ostafrikas und stellte ihm anheim, den Preis unter genauer Feststellung seiner Bestimmungen dem Gouvernement von Deutsch-Ostafrika zur Verfügung zu stellen; er würde die Annahme der Stiftung beim Kaiser warm besürworten.

Die Aussetzung eines Preises durch Herrn Schubert ist eine mit Freuden zu begrüßende praktische Kolonialtätigkeit, und wir möchten nur wünschen, daß seinem Beispiel noch recht viele andere folgen.

XIII.

Im Lager bei Ngoho, den 25. August 1907.

Ankunft in Muanza. — Abreise des Oberstleutnants Quade nach Südwest. — Aufschwung des Handels in Muanza durch die englische Uganda-Bahn. — Die Erschließung der Landschaften um den Viktoria-Nyanza. — Safari. — Rückkehr von Expeditionsteilnehmern.

Am 20. August nachmittags fuhren wir in die Bucht von Muanza ein. Die Landschaft war reizend. Wilde Felsen, die durch die schnell schreitende tropische Verwitterung die sonderbarsten Formen angenommen haben, ragten aus dem Wasser hervor und umsäumten die Ufer. Hinter der Stadt lag ein gewaltiger Block, der täuschend einer Ruine glich. Der Empfang war wie immer derselbe: Abschreitung der Ehrenkompagnie, Vorstellung der Offiziere und Beamten, Begrüßung durch die Sultane und die zu Hunderten herbeigeeilten Eingeborenen.

Zunächst ging es zur Boma, das ist die Festung, deren baufälliger Zustand deutlich zeigte, daß die bisherige Art, den Bezirksämtern und Stationen die von ihnen angeforderten nötigsten Mittel zu streichen, mit großer Gefahr verbunden ist. Im Falle eines Aufstandes würde die Boma von Muanza unhaltbar sein. Berichte sind nie so wirkungsvoll und überzeugend wie eine Besichtigung an Ort und Stelle. So bringt die Reise Dernburgs auch in dieser Hinsicht Gutes. Wir müssen vorläufig noch immer auf alles in unseren Kolonien gefaßt sein, denn wir haben noch nicht die nötige enge Fühlung mit den Eingeborenen, um eine Aufstandsbewegung bei ihrer Entstehung zu erfahren und so im Keim ersticken zu können. Deshalb müssen die festen Plätze im Innern auch wirkliche Stützpunkte sein, wo die Europäer sich sammeln und halten können.

Oberstleutnant Quade gab ebenso wie in Bukoba die nötigen Weisungen, welche Maßregeln zur Sicherung der Boma vorzunehmen seien. Kurz darauf wurden dem Staatssekretär die unangenehmen Telegramme über die Lage in Südwestafrika und das drohende Wiederaufflackern des Aufstandes durch die Rückkehr Morengas überreicht.

Sie bildeten eine Bestätigung dafür, wie wichtig und richtig die in Bukoba und Muanza getroffenen Anordnungen zur Schaffung eines möglichen Sicherheits gewährenden Verteidigungszustandes gewesen waren. Oberstleutnant Duade erhielt die Weisung, sofort zur Küste zurückzukehren, mit der nächsten Gelegenheit nach Südwestafrika abzureisen, um dort die militärischen Operationen zu leiten. Zu eingehendem Studium von Muanza blieb uns wenig Zeit, denn am nächsten Mittag ging es weiter, und wir mußten unsere Träger anwerben, Reittiere und Sättel kaufen, sowie unsere Ausrüstung, die ja Hals über Kopf in Dar-es-Salaam beschafft worden war, ergänzen.

Der Vertreter des größten indischen Kaufmanns, Madin Wisram, suchte unsere Eile nach Möglichkeit auszunutzen und uns gehörig übers Ohr zu hauen. Für einen alten gebrauchten und beschädigten Sattel, für den man in Deutschland ungefähr zehn Mark zahlen würde, verlangte er nur 70 Rupies, also 93 Mark. Der Preis der Esel war dementprechend hoch. Die Träger konnten wir auch nicht mehr einzeln beschäftigen, und so kam es, daß wir auf dem Marsche erst sahen, daß der Jnder uns unter die Träger eine Anzahl Knaben gemischt hatte, welche ihren Lasten nicht gewachsen waren.

Muanza zeigt ebenso wie Bukoba einen mächtigen Aufschwung durch die Uganda-Bahn im britischen Gebiet. Seit deren Vollendung haben die Zolleinnahmen sich jährlich um ein Drittel gesteigert. Im vorigen Jahre betragen sie 296 000 Mark, und in diesem Jahre werden sie wohl 300 000 Mark überschreiten, obwohl große Dürre herrscht und die Erdnußernte fast ganz ausgeblieben ist. Die hauptsächlichlichen Ausfußgüter sind Häute, Wachs, Erdnuße und Gummi. Letzterer stammt zum großen Teil aus dem Kongostaat und ist über die Grenze geschmuggelt. Die Ausfuß von Häuten hat sich im laufenden Jahr sehr gesteigert. Leider ist dies auf eine große Rindersterbe zurückzuführen, die seit einigen Monaten unter den reichen Viehbeständen stark aufräumt. Die Einfuhr erstreckt sich im großen und ganzen auf Baumwollstoffe, Metallwaren (Draht) und Glasperlen. Einzelne Fälle von Pest, die vor einigen Monaten im Bezirk vorkamen, hatten nur vorübergehend kleinere Störungen in der Handelsbewegung zur Folge. Die Bevölkerung beträgt ungefähr eine halbe Million und die Anzahl der Hütten schätzungsweise 180 000.

Schon diese wenigen Angaben genügen, um sich ein Bild über die Art der kommerziellen Erschließung dieses Teiles unserer afrikanischen Besitzungen zu machen. Wir müssen durch unsere koloniale Wirtschaftspolitik das Land in der jetzt durch die Ugandabahn hervorgerufenen eigenen Entwicklung unterstützen, dann bringt es dem Mutterlande den erwünschten und gebotenen Nutzen. Blüht das Land, so sind die Eingeborenen lauffähig, ihre Bedürfnisse werden gesteigert, und die heimische Industrie hat Absatzgebiete für ihre Waren, ferner werden uns koloniale Rohprodukte geliefert, und die Einnahmen aus Zöllen und Steuern decken die Verwaltungskosten des Landes. Zu den Verwaltungskosten gehören auch die Gehälter und Pensionen, es werden also auch eine große Anzahl Deutsche hierdurch ihr Auskommen erhalten.

Jetzt ist erst von einem Teil der Hütten die Steuer erhoben worden, im nächsten Jahre wird der größte Teil der Hütten besteuert sein, und dann gilt es, die Steuer-schraube etwas kräftiger anzuziehen, das heißt, die Abgabe pro Hütte zu erhöhen. Selbstverständlich muß die Höhe der Steuer mit der Leistungsfähigkeit der Eingeborenen im Einklang bleiben, sonst haben wir Unzufriedenheit und Unruhen zu befürchten. Bereit müssen wir auf jeden Fall in dem Augenblick der Steuererhöhung sein.

Mindestens ebenso fruchtbar, reich an Vieh, ebenso dicht mit arbeitsamen Menschen bevölkert wie die Bezirke von Muanza und Bukoba sind die Landschaften Urundi und Ruanda. Ihr Viehreichtum hatte während meines ersten afrikanischen Aufenthalts um das Jahr 1901 herum einige lästern europäische Händler angelockt, die den Negern die Rinder für ein Nichts abhandeln wollten, und als sie auf Widerstand stießen, das Vieh gewaltsam forttrieben. Die Eingeborenen wehrten sich, es kam zur Schießerei, und ein Europäer wurde erschlagen. Da man damals noch nicht daran denken konnte, die geregelte Verwaltung so weit vorzuschieben, wurden Urundi und Ruanda für den Handel geschlossen, um hierdurch weiteren Übergriffen durch europäische Händler und Unruhen der Eingeborenen vorzubeugen und kostspielige und nutzlose

Strafexpeditionen zu vermeiden, die nur Blutvergießen und Entvölkerung im Gefolge haben konnten. Die Maßnahmen des damaligen Gouverneurs Graf von Götzen waren sehr wohl angebracht und vernünftig.

Heute aber ist es möglich, diese wertvollen Länder dem Handel zu erschließen, vorausgesetzt, daß eine unrechtmäßige Ausnutzung der Neger vom Residenten verhindert wird. Daß die Verwaltung im engen Anschluß an die bestehende Eingeborenenverfassung erfolgen wird, verbürgt die Persönlichkeit, welche als Resident ins Auge gefaßt ist, nämlich Dr. Kandt,*) der jahrelang in Ruanda Studien gemacht hat und der beste Kenner des Landes ist. Sein interessantes Werk „Caput Nili“ gibt den besten Aufschluß hierüber. Sobald die Hüttensteuer dort — vielleicht in ähnlicher Weise wie in Bufoba durch die Sultane — erhoben wird, gewinnt das Bild unserer ostafrikanischen Finanzlage ein ganz anderes Ansehen, und es wird niemand mehr daran zweifeln können, daß Deutsch-Ostafrika in absehbarer Zeit seine Ausgaben selbst ohne Zuschuß des Reiches zu decken in der Lage ist.

Die natürliche Entwicklung des Landes auf Grund der Eigenarbeit der Eingeborenen macht der deutschen Volkswirtschaft Deutsch-Ostafrika nutzbar. Eine unnatürliche Entwicklung wäre es, wenn wir die bisher besprochenen Länder entvölkern wollten, um den bestehenden oder beabsichtigten großen Plantagen Arbeiter mit mehr oder minder Zwang zuzuführen. Soweit die Plantagen — wir denken zumeist an Usambara — bereits bestehen, muß ihnen zur Beschaffung von Arbeitskräften durch das Gouvernement Unterstützung zu teil werden, um das teilweise sicherlich aus nationalen Gründen versuchsweise angelegte deutsche Kapital nicht zu gefährden. Bei neuen Gründungen aber ist wohl zu prüfen, ob alle Faktoren zur Rentabilität gegeben sind. Hierbei ist einer der wichtigsten die Arbeiterbeschaffung, und um die steht es in Usambara schlecht.

„Safari“ heißt in Ostafrika der Fußmarsch durch das Land. Für den alten Afrikaner ist Safari das Schönste, was es geben kann. Wo es ihm paßt, da schlägt er sein Zelt auf, er bricht es ab, wenn es ihm gefällt, rastet, schläft, kocht, wenn es ihm beliebt, ist auf viele Meilen in der Runde der einzige Europäer, oft — abgesehen von seinen Trägern — der einzige Mensch, hat auf niemand Rücksichten zu nehmen, kurz ist Herr und Gebieter, wie er es in Europa nie sein kann. Von der Zivilisation ist er losgelöst, auf Wochen umgibt ihn wohlthuende Ruhe, die ihn von allem nervenaufregenden Menschenwerk fern hält. Kein Brief, kein Telegramm kann ihn schrecken und ärgern. Wir schreiben heute den 27. August und haben zum ersten Male seit sieben Tagen die Safari von der angenehmen Seite kennen gelernt, wie sie der Afrikaner schätzt.

Die Zeit des Staatssekretärs Dernburg ist beschränkt, und um das zu sehen, was er sich vorgenommen und was auch für einen richtigen Überblick nötig ist, heißt es jede Stunde nutzen. Am 21. August nachmittags um 2 Uhr waren wir von Muanza abmarschiert und hatten das erste Lager zirka drei Stunden von der Bezirksstadt bezogen. Am nächsten Morgen um 5 Uhr blies der Trompeter Reveille, und bald war das ganze Lager auf den Beinen. Die schwarzen Köche der verschiedenen Kochgemeinschaften entfachten sofort die glimmenden Feuer, und bald dampften aus den verschiedenen Gefäßen die schmutzigbraunen Flüssigkeiten, die man nicht nach dem Geschmack, wohl aber im guten Glauben auf die Zuverlässigkeit der Köche je nach deren Angabe als Kaffee oder Tee hinterzuschluckt. Inzwischen schlugen die Träger unter der Anleitung unserer schwarzen Diener die Zelte ab, und unter lautem Hallo ging es hinaus in die Morgendämmerung.

Wohl an die sechshundert Mann zählt unsere Karawane. Zuerst kommen gewöhnlich die Expeditionsteilnehmer, die am 21. August zwei weniger geworden waren, nämlich um Herrn Oberstleutnant Duade und Herrn Fabrikbesitzer Schubert aus Zittau, dann folgt eine Abteilung Askaris mit der Reichsdienstflagge und hinterdrein der Troß der Träger. Unter letzteren sind die mit den Zeltkästen vorne, damit die Zelte bei der Ankunft im Lager sofort aufgebaut werden können, dann kommt die lange Reihe der Proviantträger. Anfangs ging es flott in den Morgen hinein, aber bald wurde die

*) Kandt, Dr. R., Karte des Nivu-Sees nebst Begleittext. W. Süßerot, Berlin. N. 1.50.

Sonne immer drückender, und je näher es gegen Mittag ging, desto mehr merkte man, daß wir in Afrika und in der Nähe des Äquators marschierten. Die Landschaft war eigenartig schön, zerklüftete Felsen, wie sie Südwestafrika so häufig aufweist, ragten unvermittelt aus der Ebene auf, dann gab es wieder wunderhübsche Blicke auf den Viktoria-Nyanza, an dessen Bucht wir noch entlang zogen. Überall waren Zeichen von der Emsigkeit der Eingeborenen zu bemerken, die hüben und drüben von der Karawanenstrasse ihre Felder liegen haben. Es ist jetzt die Zeit der Matama-, d. h. der Negerhirse-Ernte. Alle paar Kilometer sah man auf fein gesäuberten Plätzen oder Felsplatten die Fruchtkolben liegen, die mit langen biegsamen, dünnen Stangen, an denen manchmal Lederklatschen befestigt sind, ausgedroschen werden, wie bei uns zu Hause das Getreide.

Es wurde Mittag, und noch immer war das Lager nicht erreicht, einzelne Träger fingen an, zurückzubleiben, und mein Esel, das ich nur eine Stunde lang hatte reiten können, blieb immer weiter hinten, obgleich es nichts als den Sattel zu tragen hatte. Um ein Uhr traf ich einen Herrn der Presse am Straßenrande sitzend, dessen Reittier ebenfalls versagt hatte. Ein Blick zeigte mir, daß hier der Hijschlag nicht mehr fern war und Hilfe not tat. Nach einer guten halben Stunde konnten wir langsam den Marsch fortsetzen und gegen 3 Uhr kamen wir ins Lager, wo schon rege Tätigkeit herrschte, die Zelte aufgeschlagen, Wasser geholt und die Kochtöpfe ans Feuer gesetzt wurden. War dieser neunstündige Marsch für Afrika schon eine sehr anständige und anstrengende Leistung, so war es der des nächsten Tages noch mehr. Die Folge war, daß der vorher erwähnte Herr, wiederum dem Hijschlag nahe, die Fortsetzung der Reise aufgeben und in Nera umkehren mußte. Aber nicht nur die das Klima nicht Gewöhnten litten unter den Strapazen dieser großen Märsche, auch die alten Afrikaner seufzten schwer, und am dritten Tage mußte Herr Kurt Toepfen, der Vertreter des „Lokalanzeigers“, der schon 25 Jahre in Deutsch-Ostafrika weilt, geschwächt durch die Anstrengung und hinzugetretenes Fieber, nach Mwanza zurückkehren.

XIV.

Im Lager bei Jwanda, den 29. August 1907.

Die Eisenbahnfrage Tabora-Mwanza. — Die Baumwollpflanzung des Herrn Wiegand in der Landschaft Nera. — Antilopen- und Löwenjagd. — Safaribeschwerden. Das Wildbrennen.

Im vorigen Briefe habe ich über die Erschließung der Länder am Viktoria-Nyanza geschrieben. Bekanntlich ist eines der wirkungsvollsten Erschließungsmittel die Schaffung von Verkehrsmitteln. Sollen wir nun durch die aufblühenden Länder von Buloba und Mwanza eine Bahn legen? Wir haben gesehen, welchen Aufschwung die britische Ugandabahn dem Nordwesten unseres Schutzgebietes gebracht hat, und dieser Aufschwung hat seinen Höhepunkt noch lange nicht erreicht. Der Bahnbau im britischen Gebiet hat uns also nur Vorteil gebracht. Bauen wir nun selbst eine Bahn zum Viktoria-Nyanza, so schaffen wir dadurch ein Konkurrenzunternehmen, wobei weder wir, noch die Engländer bestehen können. Die Ugandabahn verzinst sich gegenwärtig nur mit dreiviertel Prozent. Die Ursache hierfür ist darin zu suchen, daß die Hälfte der Bahnstrecke, welche die ein- und ausgeführten Waren durchlaufen müssen, tot ist, das heißt, keinen Verkehr hat. Man wird sich aus einem der früheren Briefe erinnern, daß von Mombasa bis Nairobi — abgesehen von dem Küstengürtel — ödes Weideland und Buschsteppe war, die zwar einen außerordentlichen Wildreichtum beherbergt, aber keinen Verkehr hat.

Dieser kommerziell noch nicht erschlossene Landstrich verteuert die Ugandabahn außerordentlich. Wir haben keine Ursache dazu, den Engländern in Uganda und Britisch-Ostafrika das Leben schwer zu machen und ihre Bahn durch ein Konkurrenz-

unternehmen noch unrentabler zu machen. Wir würden uns dadurch selbst schwere Opfer auferlegen und den Seenländern nicht viel mehr Nutzen als durch die Ugandabahn bringen. Deshalb wird es genügen, wenn die Zentralbahn bis Tabora und von dort später zum Tanganjika-See geführt wird. Ein Teil des Handels aus dem Bezirk Muanza wird sich dann nach Tabora ziehen, der andere Teil aber bei Muanza bleiben mit dem Weg über den See und die Ugandabahn.

Am 23. August waren wir zu der Baumwollpflanzung des Herrn Wiegand in der Landschaft Nera gekommen und hatten dort kurzen Halt gemacht. Die Baumwollfelder sind ohne Bewässerung angelegt und die Ernte hängt deshalb vollständig vom Regen ab. Da dieser sehr unregelmäßig fällt, ist das Jahresergebnis sehr verschieden und schwankt zwischen hundert und fünfhundert Pfund auf den Hektar. Der Durchschnitt in den fünf Jahren des Bestehens der Pflanzung ist dreihundert Pfund auf den Hektar. Im verfloffenen Jahre soll von allen Baumwollen des Weltmarktes die von Nera am höchsten bewertet worden sein. Herr Wiegand selbst baut ungefähr 100 Hektar. Durch Eingeborene, die von ihm angeleitet werden, wird eine weitere Fläche von 200 bis 300 Hektar mit Baumwolle bestellt. Die Bezahlung der Arbeit der Eingeborenen geschieht durch Gewährung eines Gewinnanteils an der Ernte. Von jedem Pfund Baumwolle erhält der Neger drei Heller (zirka vier Pfennige). Fällt die Ernte reichlich aus, so verdient er also mehr als bei Mizernten. Es fragt sich nur, ob der Anteil von drei Hellern genügend ist, im Verhältnis zu der geleisteten Arbeit der Eingeborenen und dem Preis, den der Pflanzungsbesitzer löst. Im letzten Jahre erzielte die Baumwolle Wiegands 103 Heller. Um die Baumwollversuche dieses Herrn im Bezirk Muanza zu ermöglichen, hat man ihm bis zum nächsten Jahre das Privileg gewährt, allein Baumwolle aufkaufen zu dürfen. Hernach wird sich die freie Konkurrenz entfalten, wobei wohl die Indes eine Rolle spielen werden. Dann wird sich zeigen, ob die Baumwolle als Eingeborenenkultur dauernd bleiben kann. Jetzt ist der Anbau der Erdnuß das Herkömmliche, Bequeme und Nutzbringende für die einheimischen Bauern gewesen. Soll die Baumwolle die Erdnuß verdrängen, so muß der Eingeborene an ihr mehr als an der Erdnuß verdienen. Es hängt daher von dem Preis, den in den folgenden, speziell aber im nächsten Jahre der Neger für seine Baumwolle erzielen wird, die Zukunft der Baumwolle als Eingeborenenkultur im Bezirk Muanza wesentlich ab.

Als es hieß, von neuem aufbrechen und in der afrikanischen Mittagshitze weitermarschieren, mußte Herr Zimmermann, der Vertreter des Wolffschen Telegraphenbureaus zurückbleiben, da er zum zweiten Male dem Hitzschlag nahe war. Es wäre Wahnsinn von ihm gewesen, den Marsch weiter fortzusetzen, denn er wäre mit offenen Augen dem Tod in die Arme gelaufen.

Gegen 3 Uhr erst kamen wir ins Lager. Am nächsten Tage befand ich mich ungefähr in der Mitte der Karawane, als wir eine rechts von Bergen begrenzte Grassteppe durchzogen. In ungefähr zwei Kilometer Entfernung sah ich einige Trupps Tiere stehen, die ich anfänglich für Rinderherden hielt. Ein Blick durchs Glas belehrte mich aber, daß es Zebras waren. Wo Zebras stehen, ist auch anderes Wild, überlegte ich. Zugleich lud ich meine Büchse und pürschte das zunächst stehende Rudel an. Immer darauf bedacht, zwischen dem Wilde und mir einen Busch oder eine andere Deckung zu haben, kam ich durch die dichtesten Stellen, und dort wurden zweimal kleinere Antilopen, anscheinend Kiehböcke, hoch und machten das äsende Großwild unruhig. Drei Gnus standen auf ungefähr 300 Meter zusammen und waren im Begriff, flüchtig zu werden. Schnell suchte ich mir das stärkste Stück aus und ließ die Kugel fahren. Der Bulle zeichnete, machte schwerfällig einige Sprünge, blieb dann stehen und tat sich nieder. Als der Schuß knallte, war es, als ob mit einemmal die ganze Steppe lebendig geworden wäre. Keine fünfzig Schritte vor mir sprang ein Strauß auf, von dem ich vorher keine Spur gesehen hatte, Zebras, Hartbeeste, Spießböcke und Kiehböcke wurden vor, neben und hinter mir hoch und flüchteten durcheinander. Ich hätte in wenigen Minuten eine große Strecke machen können, allein, es tat mir leid, der Gehörne wegen soviel Fleisch vercludern zu lassen, denn die Karawane, die einen weiten Marsch vor sich hatte, war inzwischen weit vorausgekommen.

Nachdem ich mein Auge und Jägerherz an dem herrlichen Anblick erfreut hatte, sah ich mich wieder nach meinem Bullen um, konnte ihn aber nicht mehr sehen. Während ich nach der Anschußstelle zurückschritt, galoppierten drei Wildebeeste ohne Rücksicht auf mein Näherkommen nach der gleichen Richtung. Plötzlich blieben sie stehen und auf einmal waren es vier. Sie hatten ihren schwerkranken Kameraden aufgesucht und wieder hochgebracht. Im Schritt zogen sie weiter und von Zeit zu Zeit machten sie drohend mir gegenüber halt. Ich schrie, winkte mit dem Taschentuch; nichts nuzte. Die Treue und Anhänglichkeit der Tiere war größer als ihre Angst. Vielleicht vertrauten sie auch zu sehr der Kraft ihres Körpers und ihrer Gehörne, waren es doch Tiere von der Größe einer Kuh. Noch acht Kugeln, von denen sechs gut Blatt saßen, mußte ich anwenden, um meinen Bullen endgültig zu strecken; so zählebig ist das afrikanische Wild. Jetzt endlich flüchteten die drei anderen Wildebeester zögernd. Sie hatten Glück gehabt, daß sie sich nicht einem andern Jäger als mir so gegenübergestellt hatten. Einen Neger hatte ich mitgenommen; ihn beauftragte ich jetzt, womöglich Eingeborene in der Nähe aufzutreiben, die den Kopf als Trophäe für mich und einen Teil des Wildbrets für uns und unsere Träger in das Lager befördern sollten. Dann machte ich mich auf, um die Karawanenstraße wieder zu erreichen, von der ich über eine Stunde abgekommen war. Eine Bergkuppe als Richtung nehmend, marschierte ich darauf los. Als ich in Gras kam, das übermannshoch war, wurde das Gehen äußerst beschwerlich, und da es stark auf Mittag ging, kam ich nur mühsam in der Sonnenglut vorwärts. Ein scharfer Nasgeruch machte mich stutzig, und ich sagte mir, daß hier in der Nähe wohl ein Stück Wild von einem Raubtier gerissen sein mußte. Alter Gewohnheit gemäß machte ich meine Büchse fertig und schritt vorsichtiger vorwärts. Gleich darauf stand ich vor einem halb aufgefressenen Zebra, dessen Wunden auf Löwen oder Leopard als Täter wiesen. In dem hohen gelben Grafe konnte mich das sicher in der Nähe des Risses weilende Raubtier anspringen, ehe es mir möglich war, es zu erblicken. Deshalb überlegte ich, ob ich nicht besser auf der eigenen Spur zurückkehren sollte.

Die Neugier und der Jagdeifer trieben mich aber doch wieder vorwärts, allerdings nur einige Schritte, denn vielleicht zwanzig Meter von mir entfernt, sprang ein Löwe auf, stieß ein kurzes Knurren aus und wandte sich langsam herum. Im gleichen Augenblick knurrte auch meine Büchse. Dann hörte und sah ich nichts mehr. Im Grafe hatte ich nicht erkennen können, ob der Löwe groß oder klein, männlich oder weiblich gewesen war. Nach einiger Zeit gespanntester Erwartung ging ich etwas über den Anschuß hinaus und fand reichlichen Schweiß an den Grashalmen, die der Löwe gestreift hatte. Während des Wartens hatte ich rechts hinter mir aufgeregtes Rufen vernommen und vermutete, daß es mit meinem Schuß auf den Löwen im Zusammenhang stehen möchte. Ich ging in dieser Richtung, um den Löwen inzwischen schwer krank werden zu lassen und später Nachsuche zu halten. Ein sofortiges Nachgehen wäre in dem hohen Gras Tollkühnheit gewesen und hätte die Gefahr gebracht, das Stück zu verlieren, da es leicht wieder hoch werden könnte.

Nach einer Viertelstunde fand ich inmitten der Steppe einen Mann und drei Frauen, die ein kleines Stückchen Land urbar machten. Als sie meiner ansichtig wurden, liefen die Leute fort, und erst nach längerem Rufen und Zureden kam der Mann zurück. Er erzählte, daß kurz nach meinem Schusse der Löwe am Ende des Feldes, den hinteren Teil des Körpers nachschleifend, vorübergezogen sei. Er zeigte mir dann die Stelle, die wieder reichlich Schweißspuren aufwies. Ich bat den Mann, einige Stunden später Nachsuche zu halten und bot ihm eine gute Belohnung, wenn er mir Fell und Schädel in das nächste oder übernächste Lager nachbringen würde. So schnell es die von der Jagd ermüdeten Beine und die Sonne erlaubten, setzte ich meinen Marsch nach der Karawanenstraße fort. Unterwegs sah ich noch wiederholt Strauße und Gnanantilopen. Da ich mein Reittier an den zurückkehrenden Herrn Zimmermann abgetreten hatte, mußte ich den ganzen Weg zu Fuß zurücklegen und traf um halb fünf Uhr, also nach elfeinhalb Stunden ununterbrochenen Marsches, totmüde im Lager ein.

Im Vorbeigehen hatte mir der Staatssekretär morgens eine Handvoll Schokolade und Fruchtbonbons gegeben. Beides kam mir sehr zu statten, denn da ich

unvermutet zum Jagen gekommen war, hatte ich nichts zu essen eingesteckt. Die bekannte Firma Stollwerk hatte Dernburg für die Expedition eine ganze Lore Schokolade und Bonbons zur Verfügung gestellt. Infolge von zweckmäßiger Verpackung hielt sich die Schokolade in der großen Hitze ausgezeichnet und leistete ebenso wie die Bonbons gute Dienste.

Bald nach mir kam auch das Fleisch der Antilope an und der Kopf mit dem starken Gehörn. Unsere Träger brieten und kochten die ganze Nacht hindurch und konnten am nächsten Tage kaum weiter, so dick hatten sie sich an dem Wildbret gegessen. Zwei Tage darauf schoß ich eine starke Pferdeantilope und dann einen Adler mit mehr als zwei Meter Flügelspanne. Nunmehr muß ich die Jagdpartien aber aufstecken, denn die Märsche sind für mich, der ich als einziger kein Reittier mehr habe, derart anstrengend gewesen, daß mein Herz nicht mehr mittun will. Bisher hatten wir prächtigen Mondschein, hätten also ganz gut anstatt um 5 Uhr, um 4 Uhr aufstehen und um 5 Uhr spätestens abrücken können. So wäre es möglich gewesen, eine Stunde Marsch in der Mittagshitze zu ersparen. Auch sonst wird nicht die Sorgfalt angewendet, welche man eigentlich bei jeder Safari voraussetzt und die fortwährend gepredigt wird. Es ist bekannt, daß die Malaria durch eine Stechmücke, die Anopheles, übertragen wird, wenn diese Mücke vorher von einem Malariafranken Blut gesogen hat. Um Ansteckung zu vermeiden, soll man sein Lager nie in der Nähe von Eingeborenen-Bohnhütten aufschlagen. Dieser Satz wurde bisher wenig beachtet. Noch bedenklicher ist es, sich auf alten Lagerplätzen niederzulassen, denn dort wird durch eine Zecke das Rückfallfieber übertragen, gegen das es noch kein Heilmittel gibt. Auch hierin wird schwer gesündigt; die Zelte Dernburgs und seiner Umgebung werden unvorsichtigerweise fast jeden Tag auf alten Lagerplätzen errichtet. Wir halten es nicht für richtig, daß dem heutigen Stande der Tropenhygiene entgegen so das Leben und die Gesundheit des Staatssekretärs und seiner Begleiter gefährdet werden. Gegen das Malariafieber suchen sich die Expeditionsmitglieder durch prophylaktisches Einnehmen von Chinin zu schützen, was auch nicht zu den Unnehmlichkeiten gehört, denn jede Dosis führt eine stark fühlbare Vergiftung herbei. Von den Expeditionsmitgliedern ist Dr. Rathenau am besten zu Fuß; er ist fast ständig an der Spitze der Karawane und benutzt seinen allerdings schwächlichen Maskatejel nur ein bis anderthalb Stunden am Tage. Staatssekretär Dernburg geht täglich eine Stunde, dann läßt er sich auf einem Stuhle tragen oder reitet auf seinem Maultier. Mit Ausnahme meiner Person ist alles einschließlich der europäischen Diener beritten.

Trotz des Berittenseins ist aber die Safarimüdigkeit allgemein. Einmal wegen der forcierten Märsche in der tropischen Sonnenglut der Mittagszeit, und dann da die Ausrüstung infolge der großen Eile mit der die Reise hierher angetreten wurde, sehr mangelhaft ist. Unsere Tropen-Ausrüstungsgeschäfte in Deutschland haben noch viel zu lernen, die Geschäfte in Dar-es-Salaam aber auch. Zu meiner Kochgemeinschaft gehört Herr Hornung, der Berichterstatter der „Köln. Zeitung“ und der „Straßburger Post“, sowie Herr Dr. Storz aus Stuttgart. Der Bierte im Bunde, Herr Fabrikant Schubert aus Zittau, mußte leider zurückbleiben. Wenn eine deutsche Hausfrau in unsere Küchenverhältnisse hineinschauen könnte, würde sie sehr erstaunte Augen machen. Das Wasser zum Kochen und Waschen ist derart schmutzig, daß man fertigen Kakao von frischem, ungebrauchtem Wasser nicht unterscheiden kann. Das von solchem Wasser das Kochgeschirr nicht sauber wird, ist einleuchtend. Das von dem Dar-es-Salaamer Geschäft mitgegebene Mehl ist gestern alle geworden, da es zur Hälfte davongelaufen ist. Als Herr Dr. Storz neulich für uns einen Eierkuchen backen wollte, mußte er aus drei Löffeln Mehl rund fünfzig Würmer herausbefördern. Unser Brot, aus diesem Mehl gebacken, sieht wie Mosaik aus, so sehr ist es von Käfern und Larven durchsetzt. Der Streuzucker besteht zur Hälfte aus Häcksel, und bei jedem Löffel, den man in die vom Koch jeweils als Kakao, Kaffee oder Tee bezeichnete schmutzige Flüssigkeit schüttet, muß man fünf Minuten fischen, bis man das Stroh und die anderen Zutaten des Zuckers entfernt hat. Beim Fischen fällt mir ein, daß ich auf dem ersten Lagerplatz beim Gesichtwaschen mit der braunen, Wasser genannten,

Tunke plötzlich etwas Lebendiges zwischen der reibenden Hand und dem Gesicht spürte, das sich bei näherem Zusehen als ein kleiner Fisch entpuppte.

Die Zusammenstellung der Nahrungsmittel für unsere Reise ist so ungeschickt wie nur möglich. Da wir von Sansibar aus das Dar-es-Salaamer Geschäft telegraphisch mit der Ausrüstung beauftragen mußten, lag die Auswahl ganz in der Hand dieser Firma, und wir hätten doch erwarten dürfen, eine praktische, das heißt erprobte Zusammenstellung zu erhalten. Ein Beispiel mag einen Begriff davon geben, wie wir ausgestattet wurden! Wir haben eine Büchse Kakao und eine Büchse Würfelzucker, aber sage und schreibe zwanzig Büchsen Kaviar. Da das Zeug in der Hitze durchaus nicht schmeckt, werden wir von den zwanzig Büchsen neunzehn zurück zur Küste bringen.

Alles in allem genommen, ist bei unserer Safari nichts von der sonst so gerühmten und auch von mir gekamten Gemütlichkeit vorhanden, und wir wünschen alle, daß sie bald vorüber sein möge. Daher wird es immer wahrscheinlicher, daß wir nicht den von Tabora aus noch dreißig Tagereisen betragenden Marsch nach der Küste fortsetzen, sondern nach Muanza zurückkehren werden, was nur 15 Tage in Anspruch nimmt. Am schönsten sind die angenehm kühlen Abende, an denen man vor dem Zelte sitzt, zu dem klaren sternbesäten Himmel hinausschaut und von der fernen Heimat träumt. Ringsum lodern die Feuer der Träger, und in der Ferne loht ein gewaltiger Wildbrand auf und färbt den Himmel blutig rot. Das Wildbrennen wird von den Eingeborenen alljährlich um die Trockenzeit geübt. Das trockene Gras wird irgendwo angezündet, und mit großer Schnelligkeit eilt das Feuer in langer, aber schmaler Linie vorwärts, die Bäume und Büsche ansengend, aber nicht vernichtend. Eine Zeitlang glaubte man, in Deutsch-Ostafrika den Wildbrennen Einhalt tun zu müssen, und verbot es bei strenger Strafe, bis man erkannte, daß bei fehlendem Abbrennen des dürren Grases die Grasnarbe verfilzte und das Ungeziefer überhand nahm, wodurch Vieh, Wild und Mensch schwer gepeinigt wurden.

XV.

Im Herzen Afrikas.

Tabora, den 4. Sept. 1907.

Ankunft in Tabora. — Die alten Sklavenjäger. — Die heutige Sklaverei. — Die Araber als Kulturförderer. — Die Arbeiterausfuhr und Auswanderung. — Der Handel Taboras.

Lustigkeit und Fröhlichkeit, Lachen, Scherz und Gesang tönt uns auf Weg und Steg entgegen, wo wir in Tabora den Fuß hinsetzen. Noch nirgends ist mir das glückliche Naturell des Negers so augenfällig geworden, wie hier. Und doch ist es dieselbe Stadt, in der Hunderttausende erbarmungslos von Weib und Kind gerissene Sklaven seufzten und stöhnten und einem grausamen Schicksal entgegengingen, denn Tabora war vor Beginn der deutschen Schutzherrschaft der Hauptsitz der arabischen Sklavenjäger.

Deutsch-Ostafrika selbst war weniger der Schauplatz der blutigen Überfälle auf harmlose Dörfer, wobei Weiber und Kinder niedergemacht und die Männer in die Sklaverei geschleppt wurden, sondern war das Durchfuhrland, in dem Tabora die wichtigste Etappe zur Küste bildete. Die in den Urwäldern zerstreut liegenden Dörfer des Kongo staates waren das Jagdgebiet der Araber, wo sie ihr menschliches Wild erbeuteten. Für ihre wertvolle Ware mußten sie an die Sultane im heutigen Deutsch-Ostafrika einen hohen Durchfuhrzoll zahlen, und so erklärt sich, warum die Araber unangefochten die langen Züge grausam gepeinigter Sklaven durch große und

mächtige Negerreiche zur Küste führen konnten. Die Negerreiche sind zerfallen, und aus den stolzen herrischen Arabern sind milde Landwirte geworden, die mit ihren Sklaven friedlich ihr Feld bestellen. Von den blutigen Peinigungen der früheren Sklaven ist nichts geblieben, als ein patriarchalisches Abhängigkeitsverhältnis, in welchem sich der Neger sehr wohl fühlt, da er nach den Sätzen des Korans als Muselman mit zur Familie des Herrn gehört und in Krankheit und Alter dessen Obhut anheimfällt. Jeder kann sich freikaufen und seinen Freibrief bei der Verwaltungsbehörde beantragen. Die wenigsten aber tun es, da sie sich in ihrem Abhängigkeitsverhältnis wohl fühlen und in ihm versorgt sind. Über hundert Araber sind heute noch in Tabora ansässig und ihnen hat die Stadt in ihrer landwirtschaftlichen Entwicklung viel zu verdanken, ja, wir können von ihrer Tätigkeit für das ganze Innere Deutsch-Ostafrikas viel lernen. Kokos-, Öl- und Dattelpalmen, von denen es immer hieß, sie könnten nur im Küstenklima gedeihen, Mangobäume und Weizen, sind von ihnen eingeführt und zum Teil zu lohnender Kultur gebracht worden. An der Spitze der Eingeborenen Bevölkerung der Stadt steht als eine Art Bürgermeister ein würdiger Araber, der Wali.



7. Die Berichterstatter bei der Arbeit.

Als Dernburg am 1. September seinen Einzug hielt, waren der Wali und die vornehmsten Araber uns weit entgegengekommen. Je näher wir der Stadt kamen, desto mehr nahm unsere Begleitung zu. Aus den Dörfern der Karawanenstraße eilten die Weiber, Zweige schwingend herbei, und setzten sich unausgesetzt trillernd und jauchzend, an die Spitze. Dann kamen tanzende Eingeborene, die ohne Ruhepause singend und mit den Stöcken suchtelnd, bald voraus, bald rückwärts liefen, und schließlich die Neugierigen. Letztere zählten, als wir die Stadt betraten, nach Tausenden. Tabora prunkte im schönsten Festschmuck. Die Indier und Araber hatten Ehrenpforten errichtet, und die Häuser waren mit Fahnen-, Wimpeln-, Palm- und Bannanenblättern geschmückt. Die wogende Menge hatte die schönsten bunten Festgewänder angelegt und

das Ganze wurde vergoldet von den Strahlen der afrikanischen Sonne. Bald wurde aber das wunderbare Bild verdunkelt, denn die laufende und jauchzende Menge wirbelte eine solche Staub- und Sandwolke auf, daß wir Europäer in Kürze ebenso schwarz ausfahen, wie die Neger.

Taboras Bedeutung als Handelsstadt kommt von seiner Lage als bedeutende Etappe der großen Karawanenstraße zu den Seen. Die eingeborene Bevölkerung des Bezirks besteht aus Bantunegern (den Banyamwesi und Wasufuma) und wird auf eine Million geschätzt. Die früheren großen Reiche haben sich in vierundsechzig große und zweihundert kleinere Sultanate aufgelöst. In dieser für afrikanische Verhältnisse großen Volkszahl und in den zahlreichen Viehherden besteht der Reichtum des Landes. Überall, wo die Wälder und der Busch niedergelegt sind, gedeiht das Vieh, was wohl mit der Tsetsefliege zusammenhängt, und deren Vorkommen ist an das Vorhandensein von Buschvegetation gebunden. Durch diese Fliege wird die den Haustieren so verderbliche Tsetsekrankheit übertragen. Die jetzt herrschende, im Erlöschen begriffene Viehkrankheit, welche ich bei der Häuteausfuhr aus Muanza erwähnte, ist wahrscheinlich Küstenseber, aber sicherlich nicht Tsetse. Gold ist an verschiedenen Stellen des Taborasbezirks gefunden worden, die Risse erwiesen sich aber nicht als ergiebig genug, da sie sich in der Tiefe verloren. Ein endgültiges Urteil hierüber kann keinesfalls gegeben werden, weil eine eingehende geologische Untersuchung des Landes noch nicht stattgefunden hat. Dann ist noch das Vorkommen von Kupfer und Eisen festgestellt. In den Banyamwesi, dem Volksstamm, der die Mehrheit der Bevölkerung des Taborasbezirks ausmacht, steckt ein starker Wandertrieb und ein großer Teil der arbeitsfähigen Männer zieht alljährlich auf mehrere Monate als Träger oder als Plantagenarbeiter zur Küste. Geht der Neger freiwillig als Arbeiter, so ist dagegen nichts einzuwenden, wenn aber Gewalt angewendet wird, so kann dabei nichts Gutes herauskommen, und es ist die Pflicht der Behörde, ein wachsameres Auge zu haben und einzuschreiten. Gewissenlose Arbeiteranwerber haben gewaltsam Leute entlegener Dörfer zur Küste geschleppt, nachdem sie die Dörfer angezündet hatten; also moderne Sklavenjagden. Die Folge war eine große Landflucht Tausender nach englischem Gebiet, wo der Neger sich einer besseren Behandlung erfreut. Dies ist die eine Lesart. Die andere aber lautet, daß die nach Zehntausenden zählende Auswanderung aus dem Tabora- und Muanzabezirk nicht in die letzten drei Jahre falle, sondern weiter zurückliege und mit dem Bau der Ugandabahn zusammenhänge. Damals verdingten sich viele unserer Eingeborenen in Uganda, und da sie gut behandelt wurden und Geld verdienten, sandten sie ihren Angehörigen Nachricht, nachzukommen. Das Richtige wird wohl in der Mitte liegen. Der Bahnbau zog eine größere Anzahl Leute nach dem britischen Gebiet und die Ausschreitungen gewissenloser Arbeiteranwerber förderten die einmal dorthin begonnene Auswanderung. Daß die Behandlung des Negers am Auswandern schuld ist, sieht man am Kongostaat. Dort werden die Eingeborenen vollkommen en canaille behandelt und die Folge ist eine stetige Auswanderung nach deutschem Gebiet. Wir behandelten bisher — es wird wohl anders werden — den Neger schlechter als die Engländer, und daher kam wieder der Abfluß aus Deutsch-Ostafrika nach der volksarmen britischen Kolonie. Um den Wandertrieb und die Arbeitswilligkeit der Taboraleute auszunutzen, befinden sich zurzeit mehrere Arbeiteranwerber im Bezirk, die auf rechtmäßige Art und Weise vorgehen, um den Plantagen in Ujambara die nötigen Leute zuzuführen.

Der Bezirksamtmann von Tabora, Hauptmann a. D. Hermann, und sein Vertreter, Bezirksamtsekretär Siegel, sind beide gute Kenner der Eingeborenen, die deren Vertrauen genießen und die wichtige Arbeiterfrage mit großer Vorsicht behandeln. Auf den Handel Taboras ist die Ugandabahn in zweifacher Hinsicht von Einfluß gewesen. Früher gingen alle Ausfuhrwaren des Hinterlandes über Tabora zur Küste. Heute gehen Häute und Wachs nach Muanza und zwar zum Teil direkt, ohne Tabora zu berühren, und Kautschuk geht halb zur Küste, halb nach Muanza. Die Kautschukausfuhr wird bedeutend abnehmen. Der größte Teil dieses wertvollen Produktes wurde aus dem Kongostaat herübergeschmuggelt, jetzt ist aber eine äußerst strenge Grenzbewachung eingeführt. Auf je ein Kilometer Entfernung haben die Kongolesen einen

Posten aufgestellt, und jeder gesichtete Schmuggler wird schonungslos erschossen und sein Kautschuck konfisziert. Während die Ugandabahn so einen Teil des Durchgangsverkehrs von Tabora nach Muanza abgezogen hat, hat sie auf der anderen Seite die Eigenproduktion des Landes rentabler gemacht und angeregt. Wachs ist eines dieser Erzeugnisse. Sein Export datiert erst seit 1904. Im Jahre 1905 wurden 4100 Lasten befördert, im Jahre darauf 4915 und in diesem Jahre werden es wohl über 8000 Lasten werden. An Rindern wurden im vorigen Jahre 4324 zur Küste getrieben und ungefähr ebensoviel Kleinvieh. Die Elfenbeinausfuhr ist in letzter Zeit konstant geblieben. Da die Elefanten bedeutend abgenommen haben, erklärt man die gleichbleibende Ausfuhr damit, daß die Eingeborenen immer noch viel Elfenbein vergraben haben, daß sie gewissermaßen wie von einer Sparkasse abheben und im Bedarfsfalle veräußern.

XVI.

Udala, den 6. September 1907.

Auf der Boma von Tabora. Maßnahmen für die wirtschaftliche Hebung von Tabora. — Dernburgs Besuch beim Wali und bei den Jndern. — Dernburg und Dr. Rathenau. — Abmarsch von Tabora.

Am Tage unserer Ankunft in Tabora (1. September) lud der Bezirksamtman Herrmann alle Teilnehmer an der Reise des Staatssekretärs zur Abendtafel ein. Die in der Boma gelegene Messe besteht aus dem Bezirksamtman, seinem Sekretär, dem Vorsteher des Postamts und den Offizieren der Kompagnie. Die Boma enthält die Diensträume des Bezirksamts und die Wohnungen der Beamten und Offiziere. Sie ist ungefähr 20 Minuten von der Stadt auf einer Anhöhe erbaut, von wo sie die Umgegend vollkommen beherrscht. Ihre günstige Lage und starke Bauart dürfte sie für Eingeborene uneinnehmbar machen. Am nächsten Tage fand ein großes Schauri dort statt.

Schauri ist jede große oder kleine Verhandlung, vor allem die Gerichtsverhandlung; im weiteren Sinne auch jedes Gespräch. Das Schauri am 2. September wurde vom Staatssekretär, dem Gouverneur Frhr. v. Rechenberg und Bezirksamtman Herrmann mit den vornehmeren Arabern und Jndern und den in der Umgebung wohnenden Sultanen und Sultanimen abgehalten. Die Araber, Jnder und ein Teil der Sultane saßen auf Stühlen, die übrigen hockten auf dem Boden. Die Araber in ihren goldgestickten, lang herabwallenden Gewändern und im Schmuck ihrer kostbaren Waffen, die Jnder in weißer Kleidung und die Sultane in phantastischen bunten Trachten gaben ein herrliches Bild ab. Die Erschienenen wurden wiederholt aufgefordert, Klagen, Beschwerden oder Vorschläge dem Staatssekretär vorzutragen und sie machten von dieser Aufforderung ergiebigen Gebrauch. Was aber vorgetragen wurde, betraf zumeist das liebe eigene Ich, irgend eine gekränkte Eitelkeit. Ein Untersultan hatte seinem Sultan nicht den nötigen Respekt erwiesen; bei einer Gerichtsverhandlung war ein Teil der vorhandenen Sitze von Negern besetzt gewesen, während die Herren Araber stehen müssen usw. Da jeder Fall mit großer Weiterschweifigkeit und Umständlichkeit vorgetragen wurde, erstreckte sich das Schauri über den ganzen Vormittag. Nachmittags war Herr Bezirksamtman Herrmann so liebenswürdig, für uns alle einen Vortrag über den Bezirk Tabora zu halten, womit er eine sehr nett in aller Eile hergerichtete Ausstellung der landwirtschaftlichen Landeserzeugnisse verband. Am Schluß des Vortrages bezeichnete Herr Herrmann auf die Anfrage des Staatssekretärs folgende Maßnahmen für die Entwicklung des Bezirks Tabora als notwendig:

1. Die Anleitung der Eingeborenen zu rationeller Wachsgewinnung. Jetzt wird das Wachs von wilden Bienen gewonnen und Raubbau getrieben, wodurch die Gefahr vorhanden ist, daß die erst seit 1904 bestehende Wachsausfuhr, die in diesem

Jahre wohl auf 8000 Trägerlasten steigen wird, ein schnelles Ende finden kann. 2. Verbesserung der auszuführenden Häute durch besseres Gerben, wozu die gerbstoffhaltigen Rinden der einheimischen Bäume das Material abgeben. Durch richtiges Gerben werden die Häute viel wertvoller und erzielen einen ganz anderen Preis als bisher. 3. Versuche mit der Pflugkultur und Anleitung der Neger zur Benutzung des Pfluges, da sie jetzt den Boden nur leicht und oberflächlich aufhacken und die Fruchtbarkeit der Erde gar nicht ausnutzen können. 4. Verbesserung des gänzlich degenerierten Viehschlages durch Blutauffrischung. Das Vieh ist jetzt so degeneriert, daß es gegen die ursprüngliche Rasse immer kleiner wird. Und der Milchtrag einer Kuh ist im Durchschnitt noch nicht einmal ein Liter am Tage. Die Versuche mit Blutauffrischung sind in anderen Bezirken, z. B. Wilhelmsthal, sehr gut ausgefallen. 5. Aufforstung, um einmal die neben vielen wertlosen Bäumen vorhandenen vorzüglichen Nußhölzer zu vermehren und später zu exportieren und dann, um die Wasserverhältnisse des Bezirks zu regeln und in dem fluß- aber nicht wasserarmen Laborabezirk Quellen zu erzeugen.

Es sind also landwirtschaftliche Aufgaben, welche der Bezirksverwaltung zufallen und zu ihrer Durchführung bedarf es eines landwirtschaftlichen guten Personals, das als Lehrer wirken kann. Die jetzige Anzahl der Bezirksbeamten ist vollkommen ungenügend. Ein Bezirksamtmann, ein Sekretär und ein Schreiber sollen einen Bezirk verwalten, der größer ist als das Königreich Bayern! Das geht natürlich nur für die allererste Zeit, in der wir Fuß fassen wollen, sobald wir aber aus der Kolonie etwas herausholen und die Bezirke erschließen wollen, müssen wir auch wissen, was in ihnen vorgeht; wir müssen sie kennen. Die drei genannten Beamten sind durch die Gerichts- und Kassengeschäfte, die Berichterstattung und die Verwaltung der ca. 30000 Einwohner zählenden Stadt Tabora so in Anspruch genommen, daß sie kaum den Fuß aus der Stadt heraussetzen und nur in den dringenden Fällen eine Dienstreise unternehmen können. Die Verjagung der Beamtenvermehrung wäre hier eine ganz verkehrte Sparsamkeit. Es dürfen aber nicht wieder Beamte sein, die nur in Tabora sitzen, sondern es müssen an den wichtigsten Stellen kleine Nebenämter bestehen, die ja von geschulten Landräten verwaltet werden können. Von der Auswahl und Tüchtigkeit des Einzelnen hängt alles ab. Ein Mann, der weit ab von seinen Vorgesetzten sitzt, kann bei den Eingeborenen mehr schaden als nützen. Hat eine Beamtenvermehrung stattgefunden, so kann der Bezirksamtmann durch die unbedingt nötigen Reisen seinen Bezirk auch wirklich kennen lernen und die fern vom Verwaltungssitz stationierten weißen und farbigen Beamten kontrollieren und anleiten. Allein den sofortigen Mehreingang an Steuern, welcher mit der Errichtung von einfachen Nebenstellen eintritt, wird die Mehrausgabe an Gehältern gedeckt, dann kommt aber erst der Vorteil von der hierdurch ermöglichten weiteren kommerziellen Erschließung.

Am 3. September begab sich der Staatssekretär zum Wali von Tabora, um dort seinen Besuch zu machen und das Ansehen des ersten farbigen Beamten der Stadt — zugleich auch das Ansehen der Araber überhaupt — zu stärken. Die vornehmsten Araber hatten sich eingefunden und halfen die Ehren des Hauses zu erweisen, d. h. Kaffee, Himbeersaft mit Sodawasser und Cafes herum zu reichen. Die Jnder wollten hinter den Arabern nicht zurückstehen und der Vertreter des durch ganz Ostafrika bis weit in den Sudan hinein durch Filialen verbreiteten Geschäfts von Alidina Wisram hatte um die Ehre gebeten, den Staatssekretär und die mit ihm gekommenen Deutschen auf einige Minuten bewirten zu dürfen, was ihm auch gewährt wurde.

So ist der Staatssekretär allen Wünschen gerecht geworden. Am gleichen Vormittag stattete Dernburg dem Geschäftshause der ostafrikanischen Gesellschaft, die an allen größeren Plätzen der Kolonie Niederlassungen hat, einen Besuch ab. Hierbei kamen die kommerziellen Verhältnisse des Bezirks zur Erörterung und es zeigte sich wieder der scharfe Verstand, und die Begabung sowohl Dernburgs als auch des Dr. Rathenau, in wenigen Minuten unklare und verworrene Verhältnisse zu durchschauen, das Nebensächliche und Verwirrende auszuschalten, den Kern der Sache frei aus der Schale herauszuheben. Mit der klaren Erkenntnis der wirklichen Verhältnisse ist auch die Erkenntnis ihrer Entstehung verbunden und damit wieder ihre Verbesse-

rung oder Ausnutzung für die Ziele unserer Kolonialpolitik. Je mehr ich Dernburg und Dr. Rathenau kennen lernte und beobachtete, desto mehr wurde ich von der Bedeutung der Reise für die Zukunft Ostafrikas überzeugt.

Es war sehr klug von Dernburg, seinen Freund zu veranlassen, als Gast des Reiches der Einladung des Reichskanzlers zu der Kolonialreise Folge zu leisten. Beide machten getrennt ihre Beobachtungen, deren Ergebnis sie dann austauschten. So wird für den Staatssekretär die Gefahr beseitigt, daß er, ohne es zu wissen und zu wollen, durch den fortgesetzten Verkehr mit seinen Beamten und Offizieren, von deren kolonialwirtschaftlichen und kolonialpolitischen konservativen Anschauung beeinflusst wird. Hört man Dernburg oder Rathenau über eine der wichtigen kommerziellen Kolonialfragen, so ist man erstaunt, über ihr fachmännisches Urteil. Meist ist es ein einfaches, kaufmännisches Rechenexempel mit feststehenden gegebenen Zahlen. Auf den ersten Blick unter den vielen tausend Zahlen die zusammengehörigen herauszufinden und an die richtige Stelle zu setzen, ist das Verdienst Dernburgs und Rathenaus. Es gehört dazu eine besondere Begabung, die durch Schulung unterstützt, aber nicht anerzogen werden kann.

In Tabora wohnte ich am Markt und hatte dort die beste Gelegenheit, von meinem Fenster aus das Treiben der Neger zu beobachten. Für den Neger Taboras gilt der Satz: Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang. Schon am frühen Morgen beginnt das lustige Schälern auf dem Markt und die schwarzen Schönen gehen und kommen alle laut singend oder leise trillernd. Wo gemeinsame Arbeit verrichtet wird, erklingt schöner und melodischer Chorgesang, Gott Gambrius wird gewaltig schon vom frühen Morgen an geopfert. Für Bombe, so heißt das in Tabora vertriebene Bier aus Negerhirse oder Zuckerrohr, ist eine besondere Markthalle errichtet, wo von schöner Hand den durstigen Seelen, für wenige Heller der wie neuer nicht mehr süßer Wein schmeckende, berauschende Trank verabreicht wird. Am Nachmittag ertönt überall in der Stadt die Ngoma (Negertrommel), und um sie sammelt sich das schöne und das starke Geschlecht zu fröhlichem Tanze. Der Neger hat ein glückliches, beneidenswertes Naturell und kennt keine Sorgen.

Am 3. September fiel die Entscheidung, ob wir in dreißigtägigem Marsch über Mpapua, Kilossa, Morogoro zur Küste ziehen oder in vierzehntägigem Marsch nach Muanza auf einer anderen Straße zurückkehren sollten. Die für eine große Karawane durch die diesjährige Trockenheit ungünstigen Wasserverhältnisse und die Möglichkeit, bei der Rückkehr über den Viktoria-Nyanza einige Tage mehr für die Bereisung Usambaras zu erübrigen, gaben den Ausschlag und veranlaßten Dernburg schweren Herzens die Rückkehr über Muanza anzuordnen. Herr Dr. Kliemke, Direktor der ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft und Vertreter der Deutschen Bank, war in Tabora am Malariafieber erkrankt, glücklicherweise nur leicht, so daß er den Marsch am 4. September mit antreten konnte.

Von der Höhe der Boma herab genossen wir nochmals den wundervollen Blick in die fruchtbare Tabora-Hochebene, auf die fernen Hügel und Berge, dann nahmen wir Abschied von den gastfreundlichen Offizieren und Beamten und zogen wieder hinaus auf Safari. Heute haben wir die Missionsstation St. Joseph bei Ndala auf unserem Marsche berührt. Die weißen Väter haben sich dort vor zehn Jahren niedergelassen und bis jetzt eine Gemeinde von fünfhundert Christen um sich versammelt, die in der Landwirtschaft und verschiedenen Handwerken unterrichtet werden. Ein Teil der schwarzen Christen zieht alljährlich mit den anderen Wanyamwezi als Träger auf einige Monate zur Küste. Die Mission macht einen sehr sauberen und freundlichen Eindruck und zeugt von ernster Arbeit.

In Tabora habe ich mit vieler Mühe einen neuen Reitefel erstanden und so sehe ich der Fortsetzung der Safari, die diesmal aus vielen kleineren Tagemärschen bestehen soll, mit guter Zuversicht entgegen.



XVII.

Mombasa, den 25. September 1907.

Die Goldfelder bei Uffongo. — Untersuchung der Wasserverhältnisse für Baumwollbau und für die Hebung der Eingeborenen-Landwirtschaft. — Folgen der zwangsweisen Verwendung von Banyamwezi und Wasukuma als Küstenarbeiter. — Gesundheitszustand der Expedition. — Nashornfang in Schirati.

Die große Safari liegt hinter uns, wir haben soeben wieder den Gouvernementsdampfer „Kaiser Wilhelm“ bestiegen, der uns hier erwartete, und alles atmet erleichtert auf, denn die schwerste Arbeit ist getan, und alle sind gesund und munter. Die Karawanenstraße, welche uns von Ndala über Kassima, Makuenge, Manionge, Samuje, Shinange, Sefe Nera, Urina nach Muanza führte, war zwar drei Tage länger, aber besser und bedeutend interessanter und lehrreicher als die Straße längs der Thelegraphenleitung, welche wir von Muanza nach Tabora gezogen waren. Wir marschierten einigemal durch verlassene Goldfelder und lagerten in Uffongo direkt neben einem tiefen Goldschacht. Als ich am nachmittag dort pürschte, fand ich die ganze Gegend von tiefen Schürfgräben durchzogen. Leider hat sich der goldführende Quarz als nicht genügend ergiebig erwiesen, so daß die Arbeiten wieder eingestellt werden mußten. Einige Tagereisen weiter östlich sind jüngst Goldfelder entdeckt worden, die vorzüglich sein sollen. Der Staatssekretär hat deshalb den Bezirksamtmann Hermann von Tabora, der geologische Studien getrieben hat, und uns von Tabora aus begleitete, dorthin abgesandt, um über die Sachlage Bericht zu erstatten. Die Gegend ist für afrikanische Verhältnisse dicht bevölkert und weist trotz der verheerenden, glücklicherweise im Erlöschen begriffenen Viehseuche noch großen Viehreichtum auf.

Man muß staunen, wenn man einen der Höfe betritt, welche abseits der Straße liegen. Man glaubt sich in den schmucken Hof eines in Afrika angesiedelten deutschen Kleinbauern versetzt, so sauber und zweckmäßig ist alles eingerichtet. Das ganze ist von einem hohen, abschließenden Zaun umgeben, innerhalb dessen sich die Wohnräume des Besitzers und die getrennt von einander aufgeführten Stallungen für das Kleinvieh und die Vorratsräume für Erdnüsse, Negerhirse usw. befinden. Von Indolenz, Faulheit und Unsauberkeit ist da keine Spur zu sehen. Viehzucht und Feldbau wurden überall, wo wir durchzogen, betrieben. Als wir vor der Landschaft Nera wegen Wassermangels von der Karawanenstraße zwei Tagemärsche abseits marschierten, fand ich das Land äußerst dicht bewohnt. Kam man an einem Hofe vorbei, so waren schon wieder vier bis fünf andere in Sicht und überall in der Ebene sah man Viehherden weiden. Die Flußläufe, welche wir durchschritten, waren trocken, aber auf anderthalb bis zwei Meter Tiefe war überall Wasser, und die Neger hatten in den Flußbetten und ihrer Umgebung hübsche Gärten angelegt.

In Nera trafen wir auch einigemal auf kleine von Eingeborenen angelegte Baumwollfelder, deren Ertrag für die Wiegandsche Baumwollplantage bestimmt war. Da die Baumwolle in der Gegend gut gedeiht und das Wasser in so geringer Tiefe anzutreffen ist, verlohnt es sich wohl, zu untersuchen, ob das Grundwasser oder die unterirdischen Wasserläufe mächtig genug sind, um große Bewässerungsanlagen zu ermöglichen. Es dürfte dies vielleicht eine dankbare Aufgabe für das Kolonialwirtschaftliche Komitee in Berlin sein, dessen eifriger Tätigkeit die wirtschaftliche Entwicklung Deutsch-Ostafrikas schon viel zu verdanken hat. Auch die Regierung kann durch Erforschung und Verbesserung der anscheinend ganz günstig liegenden Wasserverhältnisse Bedeutendes für die Hebung der Landwirtschaft und damit für die Vermehrung der Ausfuhrwerte tun. Jetzt wird infolge des Wassermangels in den von uns durchzogenen Gebieten des Muanza- und Taborabzirks nur extensiv Landwirtschaft durch die Neger betrieben. Der Moamefluß gibt da ein gutes Versuchsfeld ab.

Eins ist auf Dernburgs Zug von Tabora nach Muanza unumstößlich festgestellt worden, nämlich, daß in den Gebieten, die wir kennen gelernt haben, eine dichte, intelligente und arbeitjame Bevölkerung sitzt, die heute schon bedeutende

Ausfuhrwerte schafft und durch Hüttensteuer und Zölle einen großen Betrag zu den Verwaltungskosten des Landes beiträgt, und daß sich Landwirtschaft und Viehzucht dieser Leute durch Belehrung und Unterstützung von seiten der Regierung ganz bedeutend heben lassen. Wir haben im Muanza- und Taborabezirk in der festhaften, auf ihrer Scholle arbeitenden Bevölkerung ein wertvolles Gut, das keineswegs verschleudert werden darf. Es würde aber verschleudert werden, wenn diese Landwirte auf irgend eine Art von ihrer Heimat fort nach anderen Gegenden als Arbeiter gebracht werden. Es ist richtig, daß ein Teil der Wanyamwezi und Wasukuma alljährlich auf einige Monate als Träger oder Arbeiter zur Küste zieht. Deren Zahl nimmt aber mit der zunehmenden Rentabilität der Landwirtschaft in ihrer Heimat ab. Je intensiver die Landwirtschaft wird, desto mehr Menschen werden gebraucht und desto weniger sind für die Küste abkömmlich. Nichts verkehrteres könnte es geben, als eine natürliche und sichere Entwicklung durch gewaltsamen Eingriff zu stören. Würde man diese Politik verfolgen, so würde man nicht etwa den Spatz in der Hand gegen die Taube auf dem Dach vertauschen wollen, sondern die Taube in der Hand gegen den Spatz auf dem Dach. Für so etwas ist der Staatssekretär nicht zu haben, dazu ist er ein viel zu nüchterner Rechner und er wird darauf sinnen und trachten, den Plantagenbesitzern Usambaras anderswoher die Arbeiterbeschaffung zu erleichtern. Die Landschaften Uyanamwesi und Ujufuma wird er in ihrer Bevölkerungsdichtigkeit noch zu heben suchen und den gewaltsamen Anwerbungen einen Riegel vorschieben.

Je näher wir dem Äquator kamen, desto mehr machte sich die Sonnenglut auf dem Marsche bemerkbar. Die Erkrankungen der schwarzen Diener an Fieber nahmen immer mehr zu, und es sind wohl nur wenige von ihnen verschont geblieben. Die von den Reiseteilnehmern mit einer Ausnahme geübte Chinin-Prophylaxe hat sich — wie man hieran sieht — wohl bewährt. Sonntags und Montags abends wurde an Dernburgs Tisch als Dessert Chinin herungereicht, und mit oft köstlichem Galgenhumor ermunterten sich die Herren zur Teilnahme an diesem Gelage. Herr Oberstleutnant Quade ist — wie wir hier an Bord erfuhren — auf der Fahrt nach der Delagoa-Bai leicht an Malaria erkrankt. Er hatte besonders schwer unter der Prophylaxe zu leiden, denn neben dem Zittern, Ohrensausen und allgemeinem Übelbefinden hatte er stundenlang den bitteren Chininengeschmack zu ertragen, da er die Tabletten nicht ganz herunterzuschlucken vermochte und daher kauen mußte. Der andere Patient, Herr Dr. Kliemke, hielt sich sehr wacker, indem er bei hohem Fieber die Märsche mitmachte.

Dernburgs Afrikareise war durchaus keine Bergnützungsfahrt, als welche sie gewisse Kreise hinstellen möchten, sondern ein ernsthaftes, an Strapazen reiches Unternehmen, bei welchem die Gefahr, an Malaria, Rückfallfieber oder Dysenterie — abgesehen von dem Geer anderer Tropenfeuchen — zu erkranken, sehr groß war.

In Muanza erwartete uns wieder der „Clement Hill“, der uns in zweitägiger Fahrt über Schirati nach Port Florence brachte. Schirati ist Bezirks-Nebenstelle und gehört zu Muanza. Der Strand war weithin abgeholzt, da die Schlafkrankheit hier herrscht. Herr Fleischer, ein Ungar, kam an Bord und brachte ein junges Nashorn mit — das vierte oder fünfte, das er in den reichen Jagdgründen Schiratis lebend gefangen hat —, um es nach Mombasa zu transportieren und von dort telegraphisch den verschiedenen Tierhändlern und Zoologischen Gärten anzubieten. Hagenbeck hat es auf die Offerte hin käuflich erworben. Da ein mehrere Monate altes Tier 8000 bis 10000 Mark einbringt, ist das Nashornfangen ein ganz einträgliches, wenn auch nicht leichtes Geschäft. Von Port Florence führte uns ein Extrazug nach Mombasa. Unterwegs genossen wir wieder den herrlichen Anblick unzähligen Wildes. Eine Viertelstunde hinter Nairobi schon standen große Rudel zu beiden Seiten des Schienenstranges.



XVIII.

Dar-es-Salaam, den 6. Oktober 1907.

Abfahrt von Tanga mit der Bahn. — Die Kautschukplantage von Zschaetzsch in Muhesa. — Die Prinz-Albrecht-Plantage in Kiuhui (Sisal-Agaven). — Das biologisch-landwirtschaftliche Institut in Umani. — Die Kaffeepflanzung Derema. — Die Aussichten des Kaffeebaus in Usambara. — Die erste Hapag-Reise-Unternehmung nach Ostafrika.

Am 23. September abends kamen wir in Tanga an und verbrachten die Nacht an Bord. Am nächsten Morgen wartete unser ein Extrazug der Usambarabahn, der uns nach den Plantagengebieten der waldigen Hochebene von Usambara bringen sollte. Die Herren von der Feder hatten sich um die beiden früher erkrankten, jetzt aber wiederhergestellten Redakteure vermehrt. Herr Zimmermann, der Vertreter des Wolffschen Bureaus, war in Mombasa zu uns gestoßen, und Herr Kurt Zoepfen, der ständige Berichterstatter des „Lokalanzeigers“ in Sansibar, schloß sich in Tanga wieder an. Zunächst ging die Fahrt durch die schönen Palmenhaine Tangas und durch die kleinen Pflanzungen der Eingeborenen, dann fing das Plantagengebiet an, und kilometerweit führte uns das Dampfroß durch Sisal-Agaven-Pflanzungen in allen Stadien der Entwicklung, von der Rodung an bis zur Ernte, d. h. dem Schnitt der Blätter. Auch durch Anpflanzungen von Teakholz, die recht schön standen, kamen wir. Da die Bäume erst nach 60—80 Jahren ihre volle Ausnutzungsfähigkeit erlangen, also erst kommenden Generationen zum Nutzen gereichen, werden sich wohl wenig Privatleute finden, die ihr Geld hierin anzulegen suchen. In Muhesa wurde Halt gemacht, um die Kautschukpflanzung des Herrn Zschaetzsch zu besichtigen. Die Rinde von *Manihot glaciiovii*, der in einer Anzahl von circa 500 000 Bäumen auf der Plantage angepflanzt ist, liefert den wertvollen Stoff, nach welchem durch die Automobilindustrie eine so rege Nachfrage entstanden ist, daß die Produktion nicht in der Lage ist, den Bedarf zu decken.

Wenn die Bäume ein Alter von drei bis vier Jahren erreicht haben, wird mit dem Anzapfen begonnen. Mit einem scharfen und spitzen Messer werden eine Anzahl Schnitte, oder, besser gesagt, Stiche, in die Rinde des Baumes gemacht, aus welchem dann der Gummisaft herausquillt. Da die Flüssigkeit aber auf den Boden träufeln würde, muß sie dazu gebracht werden, an der Rinde zu haften. Das geschieht dadurch, daß man sie zum Gerinnen bringt. Bevor man dem Baume die Schnittwunden beibringt, reibt der Arbeiter die betreffende Stelle mit einer Säure — wilde Apfelsinen, verdünnte Karbolsäure, Essig usw. — ein. Der heraustretende Saft erstarrt hierdurch und wird nach ein bis zwei Stunden eingesammelt, indem er zu mehr oder minder großen Ballen aufgewickelt wird. Zurzeit dürften in Deutsch-Ostafrika ungefähr zwei Millionen Pflanzen von *Manihot glaciiovii* vorhanden sein. In den Bezirken Tanga, Wilhelmstal und Pangani befinden sich 50 Kautschukpflanzungen mit einem Flächeninhalt von 6181 Hektar. Herr Zschaetzsch ist durch Fleiß und Energie, nur auf sich selbst angewiesen, in wenigen Jahren zum reichen Mann geworden. Die Pflanzung machte einen ausgezeichneten Eindruck. Neben Kautschuk wird in Muhesa noch Zuckerrohr gebaut, aus dem Herr Zschaetzsch, wie wir uns überzeugen konnten, einen ganz vorzüglichen Rum brennt. Die Rumsfabrikation wird nur nebenbei betrieben, da an die Eingeborenen glücklicherweise kein Branntwein verabfolgt werden darf und der Absatz an die Europäer in Ostafrika nur gering sein kann. Von Muhesa ging es weiter nach Station Kiuhui, wo die zweite wichtige und bedeutenden Nutzen abwerfende Art des Plantagenbetriebs besichtigt werden konnte, nämlich der Anbau der Sisal-Agave und die Gewinnung des Hanfes daraus.

Herr von Horn, der zeitweilige Leiter der Prinz-Albrecht-Plantage in Kiuhui, empfing den Saatssekretär und gab Gelegenheit, das Schneiden der ungefähr einen Meter langen, schmalen und spitzen Sisalblätter, deren Entfasern in den Maschinen, das Waschen und Trocknen des Hanfes und das Fertigmachen zum Versandt kennen

zu lernen. Wie schon in Muhesja, so beschränkte sich auch hier Dernburg nicht darauf, sich überall herumzuführen zu lassen; sondern er vertiefte sich sofort in die Berechnungen über die Rentabilität und die Aussichten der Pflanzung. Anlage- und Unterhaltungskosten, Arbeitslöhne, Verzinsung, Amortisation, Marktpreis des Produktes und Ertragsfähigkeit pro Hektar waren überall die Faktoren, die er erst feststellte, um dann sein Urteil abzugeben. Bei solcher Gründlichkeit würde die Vorführung Potemkinscher Dörfer wenig genützt haben.

In Kihui wurden die Zelte aufgeschlagen, und es wurde übernachtet. Am nächsten Morgen, den 25. September, ging es hinauf in die Berge, um dem biologisch-landwirtschaftlichen Institut des Gouvernements in Amani einen Besuch abzustatten. War der sechsstündige, oft sehr steile Weg auch sehr anstrengend, so lohnte der wunderbare Urwald, durch den wir wanderten, doch reichlich die aufgewandte Mühe. Kerzengerade erhoben sich die Baumriesen bis zu 60 Metern Höhe, Lianen von der Dünne einer Schnur bis zur Stärke eines Oberarmes schlangen sich von Baum zu Baum, und gewaltige Baumwürger umklammerten die Stämme, als wollten sie dieselben erdrücken; malerische Schmarotzerfarne und Orchideen sproßten aus Stämmen und Nischen der Bäume, und schlank Baumfarne erhoben in der Höhe von zehn und mehr Metern ihre palmenartigen Kronen. Kurz vor Amani war zwischen den hohen Stämmen längs des Weges das wuchernde, dichte Gestrüpp gerodet, was einen prächtigen Durchblick in die Wunder des Urwaldes gestattete.



8. Auf dem Marsche zum Sultan Kahigi.

Das biologisch-landwirtschaftliche Institut in Amani hat hauptsächlich die Aufgabe, Versuche über das Fortkommen der verschiedenen Nutzpflanzen in Ostafrika und ihre günstigsten Lebensbedingungen anzustellen, sowie den Pflanzen verderbliche Schädlinge und ihre Bekämpfungsart aufzufinden. Daneben fallen ihm noch eine Menge anderer praktischer und wissenschaftlicher Arbeiten zu. Das Gelände des Instituts erstreckt sich von circa 400 Meter bis circa 900 Meter über dem Meere und gestattet dadurch die Beobachtung, wie die Pflanzen in den verschiedenen Höhenlagen fortkommen. Wir sahen — um ein Beispiel anzuführen — gleichzeitig ausgepflanzte Sisal-Agaven, welche, genau getrennt, mit acht bis zehn verschiedenen Düngerarten genährt wurden. An anderer Stelle waren die Agaven felderweise in verschiedenen Abständen gepflanzt, um hieraus den Einfluß auf das Wachstum der Pflanzen festzustellen. Bei Kautschuk fanden wir die verschiedenen Arten von Bäumen und Lianen, die gleichzeitig auf den Einfluß der Häufigkeit und der Methode des Zapfens untersucht wurden. Kakao-, Kaffee-, Kampfer-, Chinin- und Zimt-bäume, Teestrauch, Bastbananen, Baumwolle und Hunderte von anderen Tropengewächsen waren in den Versuchsfeldern zu sehen. Große Laboratorien und eine ausgezeichnete Bibliothek geben

Gelegenheit zur Verarbeitung des Materials. Das Ganze steht unter der Leitung des Geheimen Regierungsrats Stuhlmann, eines der ältesten Ostafrikaner, der schon mit Emin Pascha zum dunkeln Erdteil auszog und damals, in der Aufstandszeit, bewies, daß er nicht nur als Gelehrter die Feder, sondern auch tapfer die Waffe zu führen versteht. Herrn Stuhlmann stehen die Professoren Zimmermann und Boßler als Botaniker und Zoologe und als Chemiker Herr Lommel und Herr Dr. Schellmann zur Seite. Schon jetzt hat das Institut viel Nutzen gebracht; der rechte Erfolg wird aber erst nach einigen Jahren zu spüren sein, denn die meisten Versuche sind sehr zeitraubend, und es vergehen Jahre, ehe über die Möglichkeit dieser oder jener Tropenkultur abschließende Urteile abgegeben werden können. Eine Gefahr besteht in Umani: sie liegt in der Fülle des wissenschaftlich Interessanten, welches sich dem Gelehrten bietet und ihn gar zu leicht von der Hauptaufgabe abzieht, die ihren Schwerpunkt darin hat, der Entwicklung der ostafrikanischen Landwirtschaft und der damit zusammenhängenden Industrie zu dienen.

Der Staatssekretär besichtigte an den beiden Tagen, die in Umani zugebracht wurden, eingehend die Versuchsfelder, die Laboratorien und anderen Einrichtungen des Instituts. Am Nachmittag des zweiten Tages wurde auch die unweit gelegene Kaffeepflanzung *Derema* besucht. Dernburg vertiefte sich nach der Besichtigung mit seinem Freunde Dr. Rathenau und dem Plantagenleiter in die Rentabilitätsberechnung. Leider kam kein gutes Resultat dabei heraus. Der Kaffeebau, von dem man sich einst sehr viel versprach, ist für Usambara nichts. Der Preissturz des Kaffees und die jetzt verhältnismäßig hohen Löhne sind hierfür weniger die Ursache, als der geringe Ertrag der Bäume. Sie geben in Usambara nur $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Pfund, und das ist zu wenig und lohnt nicht. Am Kilimandscharo haben die Versuche ganz andere Ergebnisse gebracht, nämlich durchschnittlich zwei Pfund der Baum; das lohnt schon. Ähnlich ist die Ernte des wilden Kaffees im Bukoba-Bezirk. Deshalb wird dort auch ein Kaffeeplantagen-Unternehmen demnächst ins Leben gerufen werden. Die zahlreichen Kaffeepflanzungen Usambaras sind zum großen Teil zu anderen Kulturen — Kautschuk, Sisal, Gerberakazie — übergegangen oder treiben Raubbau, um einigermaßen auf die Kosten zu kommen. Den Kaffeebau kann man für Usambara als erledigt annehmen.

Die Aufnahme der offiziellen und nicht offiziellen Reisebegleiter Dernburgs durch die Herren in Umani war die denkbar liebenswürdigste. Die Bemühungen um uns waren um so anerkannter, als am gleichen Tage mit uns die aus fünfzehn Teilnehmern bestehende erste Hapag-Reise-Unternehmung nach Afrika (früher Stangen) angekommen war. Die Zelte der Gesellschaft waren nicht rechtzeitig eingetroffen, und die Beamten von Umani wetteiferten darin, soweit das Fremdenhaus nicht ausreichte, die Herren so gut wie möglich unterzubringen.

An anderer Stelle haben wir erwähnt, daß bei dem augenblicklichen kolonialen Aufschwung die Sachsen ein sehr reges Interesse zeigen, und daß eine Anzahl Industrieller und andere Herren die weite Reise nicht gescheut haben, um sich an Ort und Stelle über die Verhältnisse im Schutzgebiete und seine kommerzielle Entwicklungsfähigkeit zu überzeugen. Unter den 15 Mitgliedern der Hapag-Reise-Unternehmung befanden sich wiederum drei Sachsen. Herrn Dr. Steche, Mitinhaber von Heine und Co., Fabrik ätherischer Öle in Leipzig, trafen wir dabei, wie er im chemischen Laboratorium zu Umani eifrig beschäftigt war, herrlich duftende afrikanische Blüten auf ihre Verwendbarkeit in der Parfümerie zu untersuchen. Ferner gehörten noch Herr Curt Thorer, Mitinhaber der bekannten Leipziger Rauchwarenfirma von Theodor Thorer, und Leutnant Peschel aus Leisnig zur Reisegesellschaft. Am 26. September hatte Geheimrat Stuhlmann die Begleitung Dernburgs und die Hapag-Gesellschaft zu einem Bierabend geladen. Dr. Stuhlmann feierte in längerer Rede den Staatssekretär, dessen Tätigkeit eine Morgenröte neuer kolonialer Entwicklung hervorgerufen habe. Dernburg erwiderte sofort, indem er zunächst Stuhlmanns als eines der ältesten Afrikaner und seiner Verdienste um das Schutzgebiet gedachte. Dann würdigte er die Bedeutung Amanis und die Tätigkeit der dort wirkenden Gelehrten. Anknüpfend an das von ihm in Ostafrika Gesehene, sprach der Staatssekretär dann seine feste Zuversicht zu der Entwicklungs-

fähigkeit und guten Zukunft der Kolonie aus. Die zwei schwierigen, aber wichtigsten Fragen seien die der Eingeborenenbehandlung und der Schaffung von Verkehrsmitteln. Die interessanten Ausführungen schlossen mit einem Hoch auf den Kaiser. Am nächsten Morgen führte uns der Weg in sechsstündigem Marsche über die Kaffeepflanzung Kwamforo und das Sägewerk des Herrn v. Lefow, meist durch wunderbaren Urwald mit herrlichen Ausblicken in die Steppe, hinab zu der Eisenbahnstation Nyussy, wo der Extrazug uns zur Fahrt nach Momba, dem Endpunkt der Usambara-Eisenbahn, erwartete. Die Sonne hatte es wieder gut gemeint, und wir waren freudig überrascht, als uns im Salonwagen der Deutschen Kolonial-Eisenbahn-Bau- und Betriebs-Gesellschaft (Lenz), welche die Usambarabahn von der Regierung gepachtet hat, ein tadelloses Frühstück mit eisgekühlten Getränken serviert wurde.

XIX.

Dar-es-Salaam, 7. Oktober 1907.

Versuchstation Mombo. — Wilhelmstal. — Schumewald. — Zedernholznutzung. — Domäne Kwai. — Die Verhandlungen Dernburgs mit dem „Wirtschaftlichen Verband der Nordbezirke“ in Tanga.

In Mombo kamen wir am 27. September gegen 5 Uhr an. Dernburg besichtigte sogleich die unter der Leitung des Herrn Beit stehende, zu Umani gehörige landwirtschaftliche Versuchstation. Da in Umani das Gelände 400 Meter ansteigt, dient Mombo für die Versuche in der Tief-Ebene. Uebernachtet wurde in Zelten und am 28. September fand beizeiten der Aufbruch nach Wilhelmstal statt, dem Sitz des Bezirksamts von West-Usambara. Die Straße geht ungefähr $3\frac{1}{2}$ Stunden bergan und dann noch drei Viertelstunden eben. Aber der Weg führte nicht, wie in Ost-Usambara durch Urwald, sondern war schattenlos, und erst kurz vor Wilhelmstal fing wieder die üppige Tropenvegetation an. Da die alte Fahrstraße zu starke Steigungen und zu kurze Kehren aufweist ist eine neue, beinahe fertige ausgebaut worden, welche zwar zehn bis zwölf Kilometer länger ist — im ganzen 37 Kilometer —, aber eine bequemere Abfuhr der Plantagen-Erzeugnisse gestattet. In Wilhelmstal, das 1450 Meter hoch liegt, sind die Nächte empfindlich kalt, und wir waren froh, daß die Beamten des Bezirksamts und der Forstverwaltung uns alle in ihren Wohnungen aufnahmen. Ebenso wie in Umani wird hier zu gewissen Jahreszeiten und fast immer abends europäische Kleidung getragen, und Ofenwärme kann man in der kalten Zeit gut vertragen.

Der Bezirksamtman, Geheimer Regierungsrat von Groß, hatte für alle Expeditionsteilnehmer ein Frühstück bereit gestellt und aus der Umgegend einige Missionare beider Konfessionen und einige Pflanzer hinzugezogen, mit denen der Staatssekretär sich über die wichtigen Fragen des Bezirks unterhielt. Beim Bierabend, den der Bezirksamtman gab, war die Zahl der Kolonisten eine noch größere. Im Verlauf desselben kam es zu einer sehr interessanten Aussprache zwischen den Pflanzern und Dernburg. Die Kolonisten West-Usambaras hatten vor des Staatssekretärs Ankunft eine Versammlung in Mombo abgehalten und eine Anzahl Forderungen und Vorschläge aufgestellt, die Dernburg schriftlich überreicht wurden. Die einzelnen Punkte dieser Eingabe bildeten die Unterlage für die Diskussion am Bierabend. Die Eingeborenenbehandlung, besonders die Arbeiterbeschaffung, die Index- und die Währungsfrage, sowie die Art der Wahl der Mitglieder für den Bezirks- und Gouvernementsrat waren die wichtigsten Themata, die zur Erörterung gelangten. In Tanga fand dann bei der Rückreise eine Besprechung über die gleichen Gegenstände statt.

Von Wilhelmstal erfolgte am 29. September der Weitermarsch nach dem Schumewald, einem Urwaldgebiet, das besonders viele Zedern enthält. Die

Herren Willens und Wiese haben dort eine Niederlassung zur Ausnutzung dieses wertvollen Holzes angelegt und eine Konzession zum Schlagen von mehreren tausend Kubikmetern Zedernholz von der Regierung erlangt. Das Projekt, wie das Holz zu Tal geschafft werden soll, ist äußerst kühn. Das Gebirge fällt jäh an jener Stelle in die Steppe ab. Es ist nun eine Drahtseilbahn im Bau, welche auf 9 Kilometer Länge 1500 Meter Steigung und einmal eine Spannung von 950 Metern und ein andermal von 650 Metern aufweist. Auf dieser Bahn soll das Holz nach Kombara in der Steppe hinabbefördert und auch der Personenverkehr vermittelt werden. Es war sehr interessant, zu erfahren, welcher Wert an Hölzern in den Urwäldern Ost- und West-Ufambaras steckt. Im Blockhause der Forststation, noch zwei Stunden weiter als Neu-Hornow, die Niederlassung von Willens und Wiese, übernachtete der Staatssekretär. Der Rückmarsch nach Wilhelmstal wurde am 30. September angetreten. Der Staatssekretär und Dr. Rathenau statteten noch der Domäne Kwai einen Besuch ab, wo der Pächter Jlich, — auch einer der ältesten Ostafrikaner — sehr



9. Sultan Kahigi führt seine Krieger vor.

gute Erfolge in der Viehzucht durch Kreuzungsversuche errungen hat. Seine Erfahrungen werden bei der unbedingt nötigen Blutauffrischung des durch Inzucht degenerierten ostafrikanischen Eingeborenen-Viehs sicher gut zu statten kommen. Kwai war früher Viehzucht-Versuchsstation des Gouvernements, mußte aber aufgegeben werden, da es zu hohe Kosten verursachte. Von Mombi aus führte am 1. Oktober der Extrazug die Reisegesellschaft nach Tanga zurück.

Als Dernburg am 8. August von Sansibar seinen Reiseplan änderte und, anstatt nach den Küstenplätzen des Nordens und Südens, nach Bukoba, Muanza und Tabora zog, geriet ganz Ufambara in Aufregung, denn es war eine stattliche Anzahl von Wünschen und Klagen, welche man dem Staatssekretär vortragen und persönlich vertreten wollte. Die Kolonisten sagten sich, daß Dernburg sich kein rechtes Bild von Ufambara machen könne, wenn er nicht an Ort und Stelle käme, um die in die Pflanzungen gesteckten Millionen, aber auch die emsige deutsche Tätigkeit und die schönen Früchte deutschen Fleißes zu sehen und mit den Männern, die in Jahre langer Arbeit Erfahrungen gesammelt haben, sich auszusprechen. Es war deshalb

sehr erfreulich, daß der Staatssekretär 9 Tage auf den Aufenthalt in Usambara und Tanga verwendete und dadurch den aus echt afrikanischem Küstenklatsch entstandenen Gerüchten ein Ende machte, welche behaupteten, Dernburg sei künstlich fern gehalten worden. Ich muß hier noch einer ebenso unsinnigen Nachricht gedenken, die in Dar-es-Salaam unter der Beamtenerschaft umlief und sie beunruhigte. Man hat dort ausgestreut, der Staatssekretär wolle die Gehälter der Beamten und ihre Zahl verringern. Ich kann nur wiederholen, was ich schon auf der Ausreise schrieb und selbst aus dem Munde Dernburgs gehört habe, nämlich, daß er bestrebt sein wird, die Wohnungsverhältnisse der Beamten so angenehm wie möglich zu gestalten, um die Entbehrungen, welche das Kolonialleben mit sich bringt, weniger fühlbar zu machen, und ferner, daß er dafür eintreten wird, die Gehälter so zu bemessen, daß sie einen Ausgleich bilden für die Verantwortung, die er von seinen Beamten verlangen muß.

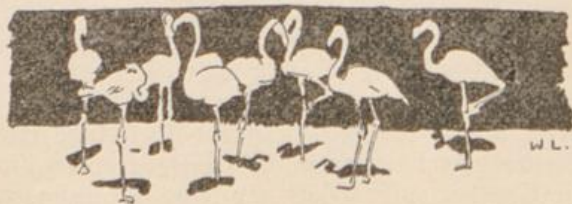
Wie in Dar-es-Salaam, so setzte Dernburg auch in Tanga am 2. Oktober einige Stunden des Nachmittags fest, in denen jedermann ihn sprechen konnte.

Um ihre Interessen wirksam vertreten zu können, haben sich die Kolonisten der Bezirke Tanga, Pangani und Wilhelmstal zu einem „Wirtschaftlichen Verband der Nordbezirke“ zusammengeschlossen. Drei Herren dieser Vereinigung, Herr v. St. Paul Mlaire, Herr J. Reichel und Herr E. Wiese trugen am 2. Oktober dem Staatssekretär die Ansichten und Wünsche des Verbandes vor. Als erster Punkt stand die Eingeborenen- und Arbeiterfrage zur Verhandlung. Die Ausführungen der Vortragenden gingen dahin, daß die Eingeborenen der wertvollste Teil unseres ganzen kolonialen Besitzes seien, vorausgesetzt, daß wir es erreichten, ihre Kräfte für Kulturzwecke nutzbar zu machen, denn in unseren tropischen Kolonien, wo der Europäer nur in beschränktem Maße körperlich arbeiten könne, seien wir zur Erreichung unserer kolonialisatorischen Ziele auf die Mitwirkung der Eingeborenen angewiesen. Als Mittel zur Erreichung dieser Ziele wurde empfohlen, eine allgemeine Arbeitspflicht einzuführen, die Freizügigkeit aufzuheben, die Steuerschraube fester anzuziehen und eine Arbeiter-Gesetzgebung unter Mitwirkung der Pflanzer auszuarbeiten.

Der Bericht, welchen die Deputation über die Verhandlungen mit dem Staatssekretär an die Mitglieder des Verbandes abgesandt und in der Usambara-Post veröffentlicht hat, sagt über Dernburgs Stellungnahme zu den oben angedeuteten Ausführungen des Verbandes folgendes: „Der Herr Staatssekretär legte großen Nachdruck auf die ausgesprochene Ansicht, daß die Eingeborenen der wertvollste Teil unseres kolonialen Besitzes seien. An ihrer Erhaltung müsse uns also auch am meisten gelegen sein. Daher müßten auch alle Maßregeln, die eine Beunruhigung oder einen Wegzug der Bevölkerung aus unserer Kolonie in benachbarte, weniger bevölkerte Gebiete herbeiführen könnten, vermieden werden. Die Eingeborenen erscheinen ihm keineswegs so faul und arbeitscheu, wie vielfach angenommen werde. Allerdings liebten sie die geordnete Arbeit in europäischen Betrieben nicht sehr. Auch entschlossen sie sich nicht gleich gern zur Arbeit auf allen europäischen Betrieben. Den einen bevorzugten sie, den einen mieden sie. Das hänge vielfach von der ihnen zu teil werdenden guten oder schlechten Behandlung, der Unterbringung und der leichteren oder schwereren Verpflegungsmöglichkeit ab. Auch schiene ihm die Leistungsfähigkeit der Eingeborenen, ebenso wie die der Europäer, durch das Klima beschränkt zu sein. Alte Leute habe er unter der Arbeiterbevölkerung kaum zu sehen bekommen. Erzellenz Dernburg ist der Ansicht, daß augenblicklich von einer Arbeiternot nicht gesprochen werden könne. Alle Betriebe hätten, soweit ihm bekannt geworden sei, ausreichende Arbeitskräfte. Der Mehrbedarf in den nächsten Jahren sei nach den statistischen Aufstellungen des Verbandes keineswegs enorm. Er zweifle nicht daran, daß er sich in einem so bevölkerten Lande, wie Deutsch-Ostafrika, leicht decken lassen werde. Er sei aber dafür, daß der Bezug von Arbeitern aus dem Innern anders als jetzt organisiert würde. Die augenblicklich herrschende Gepflogenheit der freien Anwerbung bringe verschiedene große Übelstände mit sich und beunruhige tatsächlich die Bevölkerung nicht unerheblich. Diese werde also aufzuhören haben, besonders, wo sie von Agenten, die selbst gar keine Pflanzungen besäßen, gegen ungebührlich hohe Kommission betrieben würde. Die Anwerbung sollte geregelt werden und

freie Arbeiter würden mit einer hohen Lizenzabgabe belegt werden. Die Interessenten sollten sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenschließen, sei es in größerer Zahl oder in einzelnen kleineren Gruppen. Von Seiten des Gouvernements würde zuerst für die Nordbezirke ein besonderer Arbeiter-Kommissar ernannt werden, mit dem die Interessenten alle einschlägigen Fragen besprechen und beraten sollten. Die Aufgabe dieses Kommissars sollte es sein, den Pflanzungen in einer Weise zu den von ihnen benötigten Arbeitskräften zu verhelfen, daß den Wünschen der wirtschaftlichen Unternehmungen entsprochen, die Bevölkerung dabei aber nicht beunruhigt würde. Bezüglich der Frage der Nützlichkeit der Arbeit stehe die Regierung auf dem gleichen Standpunkt, wie der Verband. Sie werde also auch gern bereit sein, der Bevölkerung in geeigneter Weise zuzureden, Arbeit zu suchen. Irgend welche Zwangsmaßregeln könnten aber dazu nicht in Frage kommen. Der Verband sei darüber ja auch derselben Ansicht. Aber auch ein Steuerdruck könne dazu nicht in Anwendung kommen. Die Steuern, welche der Eingeborene heute bereits zahle, entsprächen einem heimischen Einkommen von ca. 1100 Mark. Es ginge nicht an, daß man der Regierung gewissermaßen die Peitsche in die Hand drücken wollte, um die Eingeborenen zur Arbeit heranzupfeitschen. Gerade die bevölkerten Bezirke in Unyamwezi usw. müßten mit großer Vorsicht mit Bezug auf die Steuer behandelt werden, denn der Verband würde sich wohl selbst darüber im Klaren sein, was ein etwaiger Aufstand in jenen Gebieten für eine Bedeutung für alle wirtschaftlichen Unternehmungen in allen Teilen der Kolonie haben müßte, welche einen großen Teil ihrer Arbeiter aus jenen Gegenden bezögen. Daß die Arbeiterfrage hier keine bloße Lohnfrage sei, erkannte Erzellenz Dernburg an, ebenso, daß die Erziehung zu Bedürfnissen nur langsam vor sich gehen könnte. Bei der wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonie seien aber neben den Interessen der Pflanzungen auch die Interessen der Eingeborenen und des Handels zu berücksichtigen.

Deutsch-Ostafrika erfülle zweifellos alle Vorbedingungen, um eine unserer besten Kolonien zu werden, und er würde auch mit Freuden alle wirtschaftlichen Unternehmungen, die Aussicht auf Rentabilität böten, soweit unterstützen, als sich dies überhaupt machen ließe. Kulturen, deren Unrentabilität sich aber gezeigt habe, wie dies bei vielen Kaffee-Pflanzungen der Fall sei, sollten lieber aufgesteckt werden. Sie brächten die Kolonie nur daheim in Mißkredit und entzögen rentablen Kulturen die Arbeitskräfte. Die Europäer seien auch teilweise selbst daran schuld, daß sich hier gelegentlich Arbeiter-Schwierigkeiten gezeigt hätten. Sie hätten selbst z. B. dagegen wirken sollen, daß hier in naher Entfernung von einander immer neue Unternehmungen entstanden seien. Das sei allerdings dadurch erleichtert worden, daß die Regierung Kronland so billig abgegeben habe, aber es führe vielfach zu ungesunden Verhältnissen. Viele Unternehmungen seien auch lediglich auf Spekulation angelegt. Die Unternehmer bezweckten damit vielfach, nach kurzer Arbeit unverhältnismäßig hohe Gewinne zu machen. Das halte er für ungesund und werde es nicht unterstützen. Sehr verwundert sprach sich der Herr Staatssekretär darüber aus, daß von verschiedenen Sisal-Pflanzungen Schößlinge nach fremden Kolonien verkauft seien. Vom wirtschaftlichen und kaufmännischen Standpunkte sei das ein großer Fehler gewesen. Man zöge sich dadurch nur künstlich eine gefährliche und unerwünschte Konkurrenz groß. Wir hätten dadurch auf einen beträchtlichen Vorsprung, den wir vor fremden Pflanzern gehabt hätten, ohne Not wenigstens zum Teil verzichtet."



XX.

Dar-es-Salaam, den 12. Oktober 1907.

Ansichten und Wünsche des wirtschaftlichen Verbandes der Nordbezirke (Fortsetzung).

Die Verhandlungen des wirtschaftlichen Verbandes der Nordbezirke, welche in Tanga am 2. Oktober mit dem Staatssekretär Dernburg gepflogen wurden, werden der Mehrzahl der Leser vielleicht wenig interessant erscheinen, wir müssen ihnen aber unter Anlehnung an den Bericht der Deputation noch diesen Brief ganz einräumen, da aus ihnen einmal die Politik hervorgeht, welche Dernburg einzuschlagen gedenkt und andererseits darin die Lage in Usambara, über welche im Anschluß an die Dernburg-Reise viel geschrieben werden wird, oder schon geschrieben ist, beleuchtet wird.

Als zweiter Punkt wurden von der Deputation des Verbandes einige Wünsche in Verwaltungsangelegenheiten vorgetragen. Der Verband hält es für sehr wichtig für die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie, daß den Privaten ein größerer Teil an der Verwaltung als bisher eingeräumt würde. Die Mitglieder der Bezirksräte sollten in geheimer Wahl gewählt und aus ihnen durch Wahl wiederum die außerordentlichen Mitglieder des Gouvernementsrats entnommen werden. Als dringend erwünscht wird betrachtet, daß der Gouvernementsrat und die Bezirksräte der höher entwickelten Bezirke nicht nur eine beratende, sondern auch eine beschließende Stimme erhalten. Zur Vermeidung undurchführbarer Gesetze und Verordnungen sollen vor Veröffentlichung wichtiger Erlasse Gouvernements- bzw. Bezirksräte gehört werden. Um Stetigkeit in der Verwaltung zu erzielen, ist es unbedingt notwendig, daß die höheren Beamten der Bezirke weniger häufig als bisher gewechselt werden.

Den wichtigsten, die Selbstverwaltung betreffenden Wünschen des Verbandes stand der Staatssekretär ablehnend gegenüber. An der Hand von Zahlen legte er den geringen Anteil dar, den die europäische Bevölkerung in der Kolonie zu den Geldmitteln beisteuere, deren Verwaltung mit beschließender Stimme für die Bezirksräte und den Gouvernementsrat gefordert würde. Höchstens über diesen kleinen Anteil könnte den Bezirksräten das Bestimmungsrecht eingeräumt werden. Heute würden die Mittel der Verwaltung zum Teil durch die Eingeborenen, zum Teil durch die heimischen Steuerzahler und zum allergeringsten Teil durch die hiesigen Europäer aufgebracht. Es sei also nicht gerechtfertigt, ihnen beschließende Stimme in der Verwaltung dieser Gelder zuzubilligen. Die Frage der Wahl der Bezirksräte und des Gouvernementsrats sei diskutabel und sollte in Erwägung gezogen werden. Auch sei der Wunsch gerechtfertigt, daß diese Körperschaften und die Interessenten bei wichtigen Gesetzen und Erlassen gehört würden. Der Wunsch nach Stetigkeit in der Verwaltung sei gerechtfertigt. Die häufige Versetzung der oberen Bezirksbeamten sei ein Fehler, der nach Möglichkeit vermieden werden müsse.

Als dritter Punkt der Verhandlung wurden Einzelvorschläge über die anderweite Festsetzung des Zolltarifs vorgetragen. Hierzu erklärte Dernburg, daß er auf die Tendenz der Abänderungsvorschläge nicht eingehen könne, da sie bezweckten, die Europäer nach Möglichkeit zu entlasten, die Eingeborenen dagegen fast ausschließlich zu belasten. Der eine oder andere nebensächliche Punkt sei diskutabel, aber im allgemeinen müsse er von einer Durchbrechung der bestehenden Zollordnung absehen.

Verbesserung des Schiffs- und Frachtverkehrs bildete den weiteren Gegenstand der Verhandlung. Da die gegenwärtig in Tanga bestehenden Pieranlagen bei weitem nicht mehr genügen und bei der zu erwartenden Erweiterung des Verkehrs sich als ungenügend erweisen, ist der weitere Ausbau der Hafen- und Zollanlagen dringend und auch bereits vom Gouvernement geplant. Der Wunsch des Verbandes geht dahin, daß vor Beginn der Vorarbeiten erst die Kaufleute und die Verladenden gehört und wegen der Dringlichkeit der Sache die nötigen Schritte möglichst beschleunigt werden

sollten. Die vorhandenen Kräne zum Laden und Löschen seien unzureichend, und das Betreten des Piers wegen seines schlechten Zustandes lebensgefährlich. Der Verband bittet dringend um Abstellung dieser Uebelstände. Ferner bittet er, auf die Direktion der Deutschen Ostafrika-Linie dahin einzuwirken, daß die Tarife für Frachten, sowie insbesondere für Lösungsgebühren auf den Preis des niedrigsten Angebots herabzusetzen seien. Infolge Fehlens jeglicher Konkurrenz seien die Frachten der Deutschen Ostafrika-Linie im Vergleich mit Frachten nach weiter entfernt liegenden Ländern anderer Linien unverhältnismäßig hoch. Vielleicht ließe sich durch Schaffung oder Zulassung einer Konkurrenzlinie Abhilfe schaffen.

Staatssekretär Dernburg erkannte die Klagen des Verbandes als gerechtfertigt an. Es lägen bereits Vorschläge über Ausgestaltung der Kaianlagen vor, die Hafenervermessungsarbeiten seien außerdem begonnen, und er könne bestimmt in Aussicht



10. Der Einzug in Tabora.

stellen, daß in kurzer Zeit Wandel geschaffen werde. Auch die Wünsche betreffs Lös- und Lade-Einrichtungen und -Gebühren hingen damit eng zusammen und würden Berücksichtigung finden. Daß die Frachttätze der Deutschen Ostafrika-Linie unverhältnismäßig hoch seien, gab Dernburg ebenfalls als richtig zu. Die Schaffung einer geeigneten Konkurrenz hielt er für wohl möglich. Inzwischen könnte es aber auch für die Interessenten in Deutsch-Ostafrika nützlich sein, selbst mit fremden Linien über ein eventuelles Anlaufen der Häfen der deutsch-ostafrikanischen Küste in Vorbesprechungen einzutreten. Durchfrachten von den Stationen der Usambara-Bahn sollen eingeführt werden. Um die Plantagenproduktion vor den Gefahren zu schützen, welche ihnen durch diebisches Anzapfen der Kautschukbäume seitens der Eingeborenen und durch die immer mehr wachsende eigene Kautschukproduktion der Eingeborenen drohe, waren

einige Vorschläge gemacht worden, welche verlangten, den inländischen Handel mit Gummi im Bezirk Tanga nur in der städtischen Markthalle und nur von solchen Personen zu gestatten, die eine von Fall zu Fall zu erteilende eventuell von dem Nachweis ehrlichen Erwerbs abhängige bezirksamtliche Erlaubnis besäßen.

Dernburg erklärte hierzu, daß ihm Pflanzer in West-Ujambara die weitergehende Forderung gestellt hätten, den Eingeborenen den Anbau von Kautschuk überhaupt gänzlich zu verbieten. Er sähe hierzu keine moralische gesetzliche Möglichkeit, besonders nachdem man behördlicherseits die Eingeborenen geradezu zum Anbau von Manihot ermuntert und Saat verteilt habe. Die Vorschläge enthielten Sätze, die diskutabel seien; das Verlangen nach einem Nachweise des ehrlichen Erwerbs sei indessen kaum oder nur durch solche komplizierte behördliche Verfügungen und Mittel zu erreichen, welche in ihrer Wirkung einem Verbote ungefähr gleichkommen würden. Er versprache sich davon keinen Erfolg. Die Gefahr des Diebstahls müsse er allerdings als vorhanden anerkennen. Dagegen sähe er aber als Schutzmittel auch nur solche Mittel, welche man in Europa zum Schutze seines Eigentums anwendet, z. B. Einfriedigungen der Pflanzungen mit Stacheldraht, dessen Einfuhr in Zukunft zollfrei erfolgen könne, schärfere Kontrolle der eigenen Arbeiter, welche stehlen könnten, und strenge Bestrafung der Diebe. Ferner führte der Staatssekretär aus, daß er sich dem Eindruck nicht entziehen könnte, daß die Manihotkultur sogar nach und nach immer mehr zur Eingeborenenkultur würde. Ein ihm* in West-Ujambara gemachter Vorschlag, daß das Gouvernement alle bisher auf Veranlassung der Bezirksamter gepflanzten Manihotbäume aufkaufen und abschlagen solle, könne ernstlich nicht in Erwägung gezogen werden.

Die letzten Forderungen des wirtschaftlichen Verbandes umfaßten die Einführung der Markwährung, anstatt der Kupiewährung, und die Schaffung eines geeigneten Institutes — sei es nach dem Muster heimischer Raiffeisen-Vereine oder als selbständiges Bankinstitut zur Gewährung eines Personal- oder Real-Kreditens an in Deutsch-Ostafrika wirtschaftlich tätige Europäer. Besonders die kleineren Ansiedler hätten oft unter dem Nichtvorhandensein eines solchen Instituts zu leiden.

Dernburg bedauerte, daß Markwährung nicht bereits zu Beginn unserer Herrschaft eingeführt worden wäre, als es ohne Schwierigkeiten möglich war. Er ist auch der Ansicht, daß die Aenderung der alten Kupiewährung und die Hunderteilung keinen Fortschritt bedeute. Die erneute Umänderung der Währung hätte aber heute, wo bereits ganz erhebliche Kupiesummen im Lande umliefen, sehr große Schwierigkeiten und würde ohne Frage nicht nur die Eingeborenen unsicher machen und ihnen das Vertrauen nehmen, sondern auch den Handel beunruhigen. Dieser hätte an einer Umänderung der Währung kaum ein solches Interesse wie die Pflanzerkreise welche Löhne zu zahlen hätten. Auch ginge dem Lande der bedeutende Prägegewinn verloren.

Bezüglich der Schaffung eines geeigneten Kreditinstituts sagte Dernburg zu, eine Änderung des Statuts der deutsch-ostafrikanischen Bank, welche heute allerdings ihren Zweck noch nicht erfülle, derart zu erwägen, daß sie auch in der Lage sei, Kreditgeschäfte zu machen. Ob die Bank dies aber dann auch tun würde, dafür könne er natürlich keine Gewähr übernehmen, denn die Gewährung von Kredit hinge hier noch mehr wie in der Heimat von der Persönlichkeit des Kreditbedürftigen ab. Realkredit habe insofern Schwierigkeiten, als sich Grundstücke, welche das Kreditinstitut unter Umständen übernehmen müsse, nur schwer realisieren ließen. In einer Gründung ähnlicher Kreditinstitute wie der heimischen Raiffeisenvereine könne er keinen Vorteil sehen. Die Zahl der Besitzer, welche sich hier zu einem solchen Unternehmen nur vereinigen könne, sei zu klein, ebenso auch das von ihnen aufzubringende resp. zu garantierende Kapital, so daß ein erfolgreiches Arbeiten eines solchen Instituts von vornherein aussichtslos sei.

Das Ergebnis der ganzen Besprechung faßt die Deputation des wirtschaftlichen Verbandes wie folgt zusammen! „Durch die Einsetzung eines Arbeiterkommissars werden eine Reihe der wichtigsten Wünsche des Verbandes in der Eingeborenen- und der Arbeiterfrage zu verwirklichen sein, vorausgesetzt, daß sich dessen Tätigkeit auch wirklich in der von Exzellenz Dernburg angedeuteten Richtung entwickeln wird. Bei anderen

Fragen — so der Erhöhung der Steuern — hat sich der Herr Staatssekretär noch nicht überzeugen lassen, andere — wie die Personenkontrolle — hat er kaum gestreift. Daß mit der Selbstverwaltung vorläufig noch nicht mehr zu erreichen war, ließ sich angesichts der Haltung des Gouvernements voraussehen. Die Ablehnung der Abänderungsvorschläge der Zollordnung wird in den interessierten Kreisen Enttäuschung hervorrufen. Die Zusage baldiger Verbesserung der Hafenverhältnisse und auch die Aussicht, in den Lade- und Löschverhältnissen und Gebühren vorwärts zu kommen, ist ebenso erfreulich, wie die Aussicht, durch Herbeiziehung einer Konkurrenz billigere Frachten zu erhalten. Da wir beim Kautschuk-Schutz nicht auf gesetzliche Regelung zu rechnen haben, so werden wir durch geeigneten Selbstschutz das möglichste zu erreichen suchen. Selbsthilfe innerhalb der gesetzlichen Schranken dürfte überhaupt geeignet sein, manche unserer bisher noch nicht genügend beachteten Wünsche einer Verwirklichung näher zu bringen. Die Mitglieder des Verbandes müssen von der Überzeugung durchdrungen werden, daß die wirtschaftliche Arbeit des Verbandes sich erst in den ersten Anfängen befindet und kein Baum auf den ersten Streich fällt.“

XXI.

Sansibar, den 13. Oktober 1907.

Die Baumwollkultur in Sadani. — Wieder in Dar-es-Salaam. — Morogoro und die Feier anlässlich der Eröffnung der Bahn bis dorthin. — Ein Überfall durch Löwen während des Festessens. — Glimmergruben und Arbeiternot. — Abschiedsfeier im Klub zu Dar-es-Salaam.

Von Tanga ging es am 2. Oktober nachts mit dem Gouvernementsdampfer „Kaiser Wilhelm“ nach Sadani, wo seitens des kolonialwirtschaftlichen Komitees in Berlin, von den Griechen, Gebrüder Rangos und einigen anderen, Baumwollfelder angelegt sind. Der Boden scheint sich besonders gut für diese wertvolle Kultur zu eignen, und nach den meteorologischen Beobachtungen mußte man annehmen, daß die Niederschlagsverhältnisse ebenfalls sehr günstig seien. Das ganze Land von Sadani ist aus diesen Gründen von Interessenten schnellstens belegt worden. In diesem Jahre haben sich die Erwartungen aber nicht erfüllt, denn es herrscht eine außerordentliche Trockenheit im ganzen Lande. Wie im Muanzabezirk auf der Pflanzung von Wiegand in Nera, so steht auch um Sadani die Baumwolle nur mittelmäßig. Gegen Regenmangel läßt sich bei Sadani ein Ausgleich schaffen, denn der Wami-Fluß erlaubt die Anlage eines der Bewässerung dienenden Kanalsystems.

Der Ausbau eines viele Kilometer langen Kanals erfordert die Aufwendung eines bedeutenden Kapitals, und wenn dies von einer privaten Seite nach Erlangung einer Wasserkonzession aufgewendet wird, ist zu befürchten, daß der Anschluß an den Hauptkanal anderen Interessenten versagt oder nur gegen hohe Gebühr gestattet wird. Bei der Erteilung von Konzessionen zur Ausnutzung des Wassers des Wami ist deshalb Vorsicht geboten, und es ist zu erwägen, ob nicht auf dem Wege der Genossenschaft allen Teilen am besten gedient wird. In Sadani ging es unter der Führung des Bezirksamtmanns von Bagamoyo, Dr. Humann, und des Verwaltungsbeamten von Sadani, Herrn May, zu den Pflanzungen des kolonialwirtschaftlichen Komitees, wo Dernburg mit besonderem Interesse den Dampfflug in seiner Tätigkeit beobachtete und sich durch den Vertreter des Komitees, Herrn v. Palm, Vortrag halten ließ. Anschließend wurden die Baumwollfelder der Gebrüder Rangos, die Entfernungsmaschinen und Lagerräume besichtigt. Mit dem anwesenden einen Herrn Rangos besprach der Staatssekretär sodann die Kanalisations- und Entwässerungsprojekte, welche von den Gebrüder Rangos aufgestellt sind. Ein Urteil über die Rentabilität des Baumwollbaues in Deutsch-Ostafrika läßt sich nicht fällen, da noch

keine genügenden Erfahrungen gesammelt sind, und man noch nicht über das Stadium des Versuchs hinausgekommen ist. Es scheint aber, daß die Gegend bei Sadani am Wami bei richtiger Bewässerung sehr geeignet für die Baumwollkultur ist.

Der dreistündige Marsch in der Mittagssonne hatte ordentlich Durst und Hunger gemacht, und wir waren recht froh, als uns im Verwaltungsgebäude von Sadani Speise und Trank gereicht wurde. Schließlich schwelgten wir geradezu in den Genüssen, die uns die Kunst des Koches verschaffte. Ein richtig gehendes Spanferkel war der Höhepunkt des Mahls. Wie sehr ein sorgfältig zusammengestelltes und gut zubereitetes Menü zu erfreuen im stande ist, kann man doch erst nach einer sechswöchigen afrikanischen Safari würdigen. Zur Fahrt nach Dar-es-Salaam, wo wir am 4. Oktober ankamen, wurde die Nacht benutzt.

Bis zum 9. Oktober arbeitete Dernburg in der Hauptstadt mit dem Gouverneur Freiherrn von Rechenberg, den Referenten und dem Bezirksamtman, Regierungsrat Boeder, um die wichtigsten schwebenden Angelegenheiten zu erledigen und sich zu informieren. Dazwischen erschien er unvermutet in den verschiedenen Bureaus, um sich durch eigene Anschauung von der Handhabung des Dienstes zu überzeugen. Auch wir benutzten die wohlverdienten Tage der Ruhe, um in etwas gemüthlicherem Tempo Dar-es-Salaam anzusehen und alte Erinnerungen aufzufrischen. Besonders aufgefallen ist mir die vorzügliche Entwicklung des Regenetzes, wohl ein Verdienst des Bezirksamtmanns Boeder. Wo vor vier Jahren noch dichter Busch allerhand Raubzeug Unterschlupf gewährte und ich damals manche Tag- und Nachtstunde mit der Büchse zugebracht habe, da führen jetzt schöne Fahrstraßen hin und es sind gut stehende Kokospalmen-Pflanzungen angelegt. Die Kokospalmen sind ein guten Gewinn abwerfendes Unternehmen, sofern der Boden, auf dem sie ausgepflanzt werden, gut gewählt ist. Unangenehm ist nur, daß die Palmen erst nach ca. 8 Jahren guten Ertrag abwerfen, und daß sich mitunter erst nach einigen Jahren bemerkbar macht, daß die Lage schlecht gewählt ist. Wenn die Wurzeln in einem gewissen Alter auf Grundwasser oder undurchlässige Schichten — Ton, Fels usw. — stoßen, geht die Palme ein.

Eine wichtige Verbesserung gegen früher ist der neue Schlachthof, der in bezug auf Reinlichkeit und Überwachung jetzt den Anforderungen entspricht, welche man in den Tropen an eine derartige wichtige Anstalt stellen muß. Man muß überhaupt anerkennen, wie die nicht leichte Verwaltung von Dar-es-Salaam durch Regierungsrat Boeder durchgeführt wird. Recht erfreulich war es auch, aus der Bevölkerung heraus zu hören, wie hoch Herrn Boeders tapferes Verhalten während des Aufstandes bei den verschiedenen Zusammenstößen im Bezirk zwischen der Polizeitruppe und den Eingeborenen eingeschätzt wird.

Noch einmal vor Verlassen des Schutzgebietes unternahm der Staatssekretär eine Safari, aber diesmal mit der Eisenbahn und mit allen Bequemlichkeiten, die man in Afrika haben kann. Es handelte sich um die Feier anlässlich der Fertigstellung des Gleises der Dar-es-Salaamer Bahn bis Morogoro, zu welcher die ostafrikanische Eisenbahngesellschaft und die Baufirma Philipp Holzmann und Comp. die Einladung hatten ergehen lassen. Am 9. Oktober brachte ein Extrazug den Staatssekretär mit seinem Gefolge und den Dar-es-Salaamer geladenen Gästen in neunstündiger Fahrt nach Morogoro, dem vorläufigen Endpunkt der Bahn. Die Reise war außerordentlich angenehm, da die Gastgeber in zuvorkommender Weise für Speise und Trank gesorgt hatten und anregende Unterhaltung oder ein kleiner Stat die Zeit verkürzten, wenn man vom Sehen der Gegend müde war.

Längs der Bahn sind schon eine Anzahl Plantagen angelegt, die teils der Ostafrikanischen Eisenbahn, teils Privaten gehören. Während die 129 Kilometer lange Strecke der Usambarabahn von Tanga bis Mombo 14 Jahre für ihren Bau erforderte — zweimal wurden vom Reichstag die Mittel zum Weiterbau versagt —, ist die 210 Kilometer lange Bahn von Dar-es-Salaam nach Morogoro in $2\frac{3}{4}$ Jahren erbaut worden. Die Usambara- sowohl wie die Morogorobahn sind Stichbahnen, und die Morogorobahn wird erst eine Erschließungsbahn werden, wenn Dernburgs Absicht sich verwirklicht, nämlich der Weiterbau über Morogoro hinaus nach Tabora. Die Wichtigkeit und Dringlichkeit dieser Bahn hat Dernburg auf seiner Reise vom Viktoria-

Nyanza nach Tabora erkannt, und das Land durch diese und andere Bahnen aufzuschließen, wird sein eifrigstes Bestreben sein.

In Morogoro war der gewohnte Empfang: Ehrenkompagnie, Vorstellung der Europäer und vornehmen Farbigen. Dernburg, der Gouverneur und die nächste Umgebung der Herren fanden auf dem eine halbe Stunde vom Bahnhof auf einer Höhe am Fuße der Uluguruberge gelegenen Bezirksamt Wohnung. Für die vielen anderen Herren hatten die Gastgeber eine ganze Zeltstadt herrichten lassen.

Der Staatssekretär hatte die Bezirksamtsmänner von Mpapua und Kilimatinde, die Herren Sperling und Hauptmann Frhr. v. Reizenstein, nach Morogoro bestellt, um mit ihnen die Verhältnisse ihrer Bezirke und die Eisenbahnfrage zu besprechen. Man wird sich erinnern, daß Dernburg ursprünglich die Absicht hatte, von Tabora über Kilimatinde, Mpapua nach Morogoro zu marschieren; um mehr Zeit für Usambara zu gewinnen, und da die Versorgung der großen Karawane mit ausreichendem Trinkwasser zweifelhaft erschien, ließ er diesen Plan nur sehr widerstrebend in Tabora fallen. Nun wurde er durch die Konferenzen mit den genannten Bezirksamtsmännern in die Lage gesetzt, die wichtigsten Fragen ihrer Bezirke eingehend zu erörtern.

Am Abend des 9. Oktober gaben die Eisenbahn-Gesellschaft und die Firma Holzmann den Geladenen im Hotel Sailer ein Essen, in dessen Verlauf der Direktor der Ostafrikanischen Eisenbahn-Gesellschaft, Dr. Kliemke, das Wort ergriff. Ohne in aufdringliche Lobeserhebungen zu verfallen, wies er auf die Bedeutung der Reise des Staatssekretärs hin, der den widerspenstigen Kolonialstier bei den Hörnern packen wolle und deshalb selbst herausgekommen sei, um zu sehen, was Vernunft und was Phantasterei sei, wie das blühende Land der Kolonialfreunde und die trostlose Wüste der Kolonialfeinde aussehe. Als Vertreter seiner Gesellschaft gab Dr. Kliemke dann die Versicherung ab, daß die Leitung dieser Gesellschaft durchaus bestrebt sei, in jeder Hinsicht für das Wohl und Gedeihen der Kolonie zu arbeiten. Nicht nur die enge Verbindung, in der die Gesellschaft mit dem Reiche stehe, sondern auch ihr eigenes Interesse weise sie darauf hin, ihren Vorteil in einer möglichst guten und dauernden Entwicklung der Kolonie zu suchen. Nichts besseres könne man der Kolonie und dem Reiche wünschen, als daß die Eisenbahn-Gesellschaft recht bald dazu kommen möge, ihren Anteilseignern eine Dividende zu zahlen; je mehr, um so besser für beide Teile. Ohne die Eisenbahn gebe es keine Entwicklung, aber ohne Entwicklung auch keine lebensfähige Eisenbahn.

Auf der Reise habe ich wiederholt Gelegenheit gehabt, den Staatssekretär sprechen zu hören. Ohne Vorbereitung geht er schlagsfertig — wie ja aus den Reichstagsverhandlungen genügend bekannt ist — auf den Vorredner ein und entwickelt scharf und packend seine Gedanken, die meist von großen Gesichtspunkten ausgehen. Die Entscheidung über den Weiterbau der Bahn, führte Dernburg in seiner Erwiderung aus, sei Sache der gesetzgebenden Faktoren, aber er glaube seiner Überzeugung Ausdruck geben zu dürfen, daß mit der fortschreitenden Erkenntnis von der Notwendigkeit des Ausbaues der Bahnen in Deutsch-Ostafrika sich auch die Mittel zur Ausführung finden ließen. Ein fruchtbares Land, das Schätze in sich berge, sei wertlos, wenn man keinen Zugang, d. h. keinen Schienenweg zu ihnen habe. Ein solches Land gliche einer mit köstlichem Trunk gefüllten Flasche, die man erst vom Kork befreien müsse, um ihren Inhalt genießen zu können; es gliche einem Kohlenbergwerk, dessen Schätze man ohne Schacht fördern wolle. Daß Ostafrika an Schätzen reich sei, habe er auf seiner Reise sowohl bei den eingeborenen Bauern in Unyamwezi, als auch bei den großen zurzeit rentablen Plantagenunternehmungen in Usambara und anderwärts gesehen. Er habe aber auch gesehen, welchen guten Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Seengebiets die Ugandabahn gehabt habe. Das wachsende Kolonialinteresse in der Heimat ersehe man daraus, daß Vertreter der verschiedenen Berufsstände — Kaufleute, Industrielle, Journalisten — sich seiner Reise angeschlossen hätten, um zu Hause die Wahrheit über das Gesehene zu verbreiten. Ihnen allen danke er für ihr Bestreben. Die Morogorobahn, die viele Schwierigkeiten zu überwinden gehabt habe, sei ein hervorragendes Werk deutscher Technik, Baukunst, Gewissenhaftigkeit und deutschen Fleißes. Der Staatssekretär schloß seine bedeutungsvollen Ausführungen, denen wir nur einige Punkte entnommen haben, mit einem Hurra für den Kaiser.

Der Abend sollte nicht ohne echt afrikanischen Zwischenfall verlaufen. Der

Staatssekretär hatte noch nicht lange seine Rede beendet, da ertönte der Ruf: „Die Löwen sind in den Schweinekral neben dem Hotel eingebrochen und haben soeben ein paar Schweine geschlagen.“ Wohl einige Duzend mal habe ich dem König der Tiere nachgestellt, und zweimal kam es zu recht kritischen Begegnungen. Herr v. P., mit dem zusammen ich bei Dar-es-Salaam auf der Jagd von vier Löwen angefallen wurde, mußte das Abenteuer mit einem doppelten Beinbruch bezahlen, und Herrn H. kosteten die Anstrengungen einer mit dem inzwischen ermordeten Bischoff Cassian Spieß und mir gemeinsam unternommenen Löwenjagd gar das Leben. Auch diesmal verfehlte der Ruf: „Der Löwe ist da!“ seine Wirkung nicht auf mich. „Vete bunduki na rissaffi!“ (Bringe eine Flinte und Patronen!), herrschte ich einen der schwarzen Kellner an, und gleich darauf nahm ich, begleitet von einem tapferen Neger, der leuchtete, die Fährte auf, welche einer der Löwen mit dem davongetragenen Schwein hinterlassen hatte. Bald verlor ich im Dickicht die Spur, am nächsten Morgen aber sah ich, daß ich ganz dicht an der Stelle vorbeigekommen war, wo zwei Löwen ein Schwein halb verzehrt hatten. Als ich zur Gesellschaft zurückkam, fand ich, daß Lackschuhe und schwarze Hosen eigentlich doch keine geeignete Bekleidung sind, um im dichten Schilf und im Busch den Löwen nachzustreifen. Bei Tage zeigte sich, daß drei Schweine aus dem etwa 50 Meter vom Hotel entfernten Kral geraubt und an drei verschiedenen Stellen halb aufgezehrt worden waren. Da der Löwe gewöhnlich in der folgenden Nacht zu den Überbleibseln seines Risses zurückkehrt, setzte ich mich nach Einbruch der Dämmerung folgenden Tages bei dem einen Schwein an. Herr Bezirksamtmann Lambrecht hatte mir seine Büchse geliehen, und der Sultan Kingo hatte mir einen eingeborenen erfahrenen Jäger gestellt. Leider gab die schmale Mondsichel fast gar kein Büchsenlicht. Als wir etwa $\frac{3}{4}$ Stunde gestanden hatten, flüsterte der Schwarze, am ganzen Leibe zitternd: „Herr, der Löwe! Laß mich auf den Baum.“ Ich konnte mit dem besten Willen keinen Löwen entdecken. Als aber gleich darauf das kurze, stoßweise Knurren des Raubtiers vor mir ertönte, konnte ich seine Umrisse im Dunkel unterscheiden. Der Schwarze flüsterte immer: „Herr, schieß!“ Ich wollte das Tier näherkommen lassen, da der Schuß wegen der Dunkelheit nur ein Zufallstreffer sein konnte. In diesem Augenblick löste sich die Gestalt eines zweiten Löwen, der dem ersten folgte, aus dem Dunkel. Nun ließ sich der furchtsame Neger nicht mehr halten und knallte los, und auch mir blieb nichts mehr übrig, als durch einige nachgesandte Schüsse zu versuchen, ob der Zufall eine Kugel gut sitzen ließ. Obwohl der Anstich nur etwa 200 Meter vom Hotel entfernt lag, war der Rückweg dorthin durch Schilf und Busch recht ungemütlich, denn wir konnten nicht wissen, ob eine der großen Katzen angeschossen oder heil, uns anspringen würde. Am nächsten Morgen wurde die Rückreise nach Dar-es-Salaam angetreten, es blieb also nach Sonnenaufgang nicht viel Zeit zur Nachsuche. Die Spuren der Löwen fanden wir wohl, aber leider keinen Schweiß.

Den Aufenthalt in Morogoro benutzten die meisten Herren, während der Staatssekretär Konferenzen abhielt und Audienzen gab, zu Ausflügen nach der nahen Mission und den Glimmerbergwerken, von denen eine Anzahl in den Uugurubergen liegt. Von der Mission und dem Glimmerwerk des Herrn Naaf, beide am Hange der Berge gelegen, war eine wunderhübsche Aussicht auf ferne Berge und die Steppe. Früher war Kilossa der Sitz des Bezirksamts, da aber die hygienischen Verhältnisse dort sehr schlecht waren, wurde Kilossa Bezirksnebenstelle und das Amt wurde nach Morogoro auf die gesünderen Hänge der Uuguruberge verlegt.

Die Besitzer der Glimmergruben im Bezirk Morogoro behaupten, daß sie die augenblicklich sehr günstige Konjunktur auf dem Glimmermarkt nicht auszunutzen vermöchten, da sie keine Arbeiter erlangen können. Die Schuld hieran messen sie dem Bezirksamt zu und sie beschwerten sich hierüber beim Staatssekretär. Dernburg stand aber auf dem Standpunkt, daß das Bezirksamt unter keinen Umständen gewaltsam Eingeborene zur Arbeit auf den Glimmergruben pressen und schlechte bzw. unrichtige Behandlung der schwarzen Arbeiter unterstützen dürfe. Bei der Besprechung stellte sich wieder, wie in Usambara, heraus, daß bei dem einen Arbeitermangel herrscht, während der andere sich über solchen nicht im geringsten zu beklagen hat. Einer der Herren mußte einräumen, daß er früher um Arbeiter nicht in Ver-

legenheit gewesen sei, bis sein Vertreter die Behandlung geändert habe; die Neger hätten es nicht vertragen können, wenn mit Sektkisten nach ihnen geworfen wurde.

Am 11. Oktober führte uns der Extrazug in gleich angenehmer Art nach Dar-es-Salaam zurück. Der deutsche Klub gab am selben Abend Dernburg zu Ehren ein Fest. Ich glaube sicher, daß der Staatssekretär ebenso froh war, wie wir anderen, als hiermit der offizielle Schluß der Afrikareise herbeigekommen war. Wir waren alle wirklich müde. Hiermit soll aber nicht gesagt sein, daß das Klubfest kein Interesse geboten hätte. Im Gegenteil, es war eine trefflich gelungene Feier. Die Einwohner Dar-es-Salaams der verschiedensten Berufsstände hatten sich in den gastlichen Räumen des hübschen Klubhauses am Strande versammelt, um dem Staatssekretär gewissermaßen für seinen Besuch in der Kolonie zu danken. Baudirektor Brandes hielt die Begrüßungsrede, auf die Staatssekretär Dernburg mit einem Kaiserhoch erwiderte.

Eine reizende Unterbrechung bildete das Erscheinen der Schule. Neger-, Jnder- und Araberkinder führten in ihren Festgewändern einen Lampionreigen auf, wobei sie mit hellen Stimmen nach der frischen Melodie des „Weit von Staffelstein“ ein Sualilied sangen.

Der Dampfer „Prinzregent“ traf am 12. Oktober in Dar-es-Salaam ein und noch am gleichen Tage ging die Dernburgexpedition an Bord. Am 13. Oktober, bei Tagesanbruch, lichtete unser Dampfer die Anker, und unter dem donnernden Salut der Strandbatterie trat Staatssekretär Dernburg die Heimfahrt an, nach Vollendung einer zehnwöchigen Expedition, die reich an Strapazen und Gefahren, aber auch an Lehren und Ergebnissen war, die, wie wir zuversichtlich hoffen, Deutsch-Ostafrika und der deutschen Volkswirtschaft zu gute kommen werden.

XXII.

Über einige Ergebnisse der Dernburg-Reise.

Die Eingeborenenbehandlung und die Arbeiterbeschaffung für die Plantagen. — Die Erschließung des Landes durch Eisenbahnen. — Die Jnderfrage. — Die verschiedenen Kulturen im Plantagenbetrieb.

1. Die Eingeborenenbehandlung und die Arbeiterbeschaffung für die Plantagen.

Auf der Fahrt durch Britisch-Ostafrika und Uganda nahm Dernburg Gelegenheit, sich eingehend über das System der englischen Eingeborenenbehandlung durch Besprechung mit dem Gouverneur Hayes Sadler und anderen höheren englischen Kolonialbeamten zu unterrichten und die Gründe kennen zu lernen, welche für die englische Eingeborenenpolitik maßgebend sind.

In der eingeborenen Bevölkerung sieht der Engländer den größten Reichtum des Landes. Deshalb ist er bestrebt, die Neger vor Auswanderungsgelüsten zu bewahren und womöglich noch Zuzug aus den Nachbarkolonien zu erhalten. Sein Ziel erreicht er durch gute Behandlung. Wir behandeln unsere Eingeborenen besser als der Kongostaat, daher haben wir ständige Einwanderung von dort. Die Engländer wiederum behandeln ihre Neger besser als wir in Ostafrika, und deshalb haben sie fortwährend Zuzug aus den Ländern im Osten unseres Schutzgebietes.

In Tabora mußten wir erfahren, daß gewissenlose Arbeiteranwerber, um Arbeiter für die Plantagen in Usambara zu erlangen und ihre Provision zu verdienen, ganze Dörfer niedergebrannt und die Männer gefesselt zur Küste gebracht haben. Die Folge war die Auswanderung von Tausenden nach britischem Gebiet. „Was kost' die kleine Dohs?“ mit einer Handbewegung, welche das Vorhalten einer Pistole markiert, ist eine

im Schutzgebiet umlaufende Redensart, welche aus dem Leben genommen ist und das Gebaren gewissenloser Viehhändler kennzeichnet, welche eigentlich Viehräuber waren und mehreremal die Ursache zu ernstest Unruhen wurden. Ruanda wurde seinerzeit wegen des schamlosen Gebarens, oder deutlicher gesagt, wegen der schamlosen Räubereien dieser Viehhändler, denen es auf Mord und Totschlag nicht ankam, für den Handel geschlossen und wird erst jetzt wieder geöffnet werden.

In Schiroti überzeugte sich Dernburg, mit welchen Mitteln es ein Pflanzer verstanden hatte, die Neger zur Sansivierengewinnung für einen Tagelohn von $6\frac{1}{2}$ Heller, das ist $8\frac{1}{2}$ Pfennig, zu pressen. Auch hier war die Auswanderung nach britischem Gebiet die Folge.

Wie oft habe ich in früheren Jahren und leider auch wieder auf dieser Reise gesehen, daß Europäer den Negern, die irgend eine Ware feil hielten, einen zum Werte der Ware in gar keinem Verhältnis stehenden niederen Preis boten und dann, wenn der Schwarze die Ware nicht geben wollte, ihn wegen angeblicher Unverschämtheit und Übervorteilung so lange mißhandelten, bis er aus Angst und Schmerz seine Waren verkaufte bzw. verschenkte.



11. Markt in Tabora.

Daß gegen eine derartige Eingeborenenbehandlung Front gemacht werden muß, ist selbstverständlich. Es wäre nicht nur unmenschlich, sie zuzulassen, sondern wir würden mit ihr Unruhen und Entvölkerung erzielen. Aber auch abgesehen von diesen groben Ausschreitungen ist bei uns das Handgelenk zu locker und der Stock zu schnell bei der Hand.

In der Arbeitsleistung des Negers für den Europäer sahen wir bisher den Hauptwert des Eingeborenen für unsere kolonialen Zwecke. Zu dieser Arbeitsleistung ist der Schwarze schwer zu bekommen, und der Neger über seine Indolenz führt nur zu schlechter Behandlung, die — wie alles in der Welt — leicht zur Gewohnheit wird.

Betrachten wir nun einmal, welche Aufschlüsse über die Indolenz der Eingeborenen die Dernburg-Reise gegeben hat. Der Besuch von Bukoba und der Zug von Muanza nach Tabora und auf einem anderen Wege von Tabora nach Muanza zurück, führte durch dichtbevölkerte Gebiete mit einer arbeitsamen Bevölkerung, die ohne äußeren Zwang bedeutende Ausfuhrwerte schafft, seitdem ihr durch die Ugandabahn Absatzmöglichkeit gegeben worden ist. Die aufsteigenden Zahlen der Zoll- und Steuerstatistik

zeigen, welcher weiteren Entwicklung, d. h. welcher weiteren Steigerung der Produktion der Eingeborenen das Land fähig ist. Die Zahlen der Einfuhrstatistik zeigen aber auch, welchen Vorteil Deutschland durch den Export nach Deutsch-Ostafrika hat und in steigendem Maße haben wird.

Der sogenannte Steppenritt Dernburgs hat durch den Augenschein und auch ziffernmäßig den Aufschluß gebracht, daß die Eingeborenen durch ihre Eigenproduktion in absehbarer Zeit an Steuern und Zöllen so viel aufbringen können, als die Verwaltung des Landes an Zuschüssen von Deutschland erheischt.

Wir sind dann auf dem Wege, eines der Ziele zu erreichen, um derentwillen wir Kolonialpolitik treiben; dies Ziel ist die Schaffung eines festen Exports nach einem von uns abhängigen Lande. Wer einmal in Unyamwezi abseits der Karawanenstraße einen der schmucken Bauernhöfe betreten, wer einmal gesehen, wie die Leute schon bei Sonnenaufgang an die Feldbestellung gehen, und wer einmal den Viehreichtum jener Gegenden kennen gelernt hat, der spricht nicht mehr leichtfertig generell von der Indolenz der Eingeborenen.

Wenn die Regierung auf diese arbeitsame Bevölkerung des Seengebiets einen Druck ausübt, um sie — soweit es die Wanianesi und Wasukuma nicht gewohnheitsgemäß von selbst tun — als Arbeiter der Europäer an der Küste zu verwerten, so läuft sie Gefahr, die Auswanderung nach dem volksarmen britischen Gebiet zu unterstützen, wo unsere Leute mit offenen Armen sehnsüchtig erwartet werden, und sie hemmt ein in rapidem Aufschwung befindliches, blühendes Land in seiner Entwicklung. Hiermit will ich nicht gesagt haben, daß die wertvollen Plantagen nicht der staatlichen Unterstützung für ihre Arbeiterbeschaffung bedürfen, sondern nur, daß die mit Zwang und Gewalt verbundene Arbeiterbeschaffung aus dem Seengebiet ein Unding ist. Dernburg wird, das habe ich wiederholt aus seinem Munde gehört, die Arbeiterfrage keineswegs als eine Nebensächlichkeit behandeln, und die beabsichtigte Einrichtung eines staatlichen Eingeborenenkommissariats, das unter anderem zwischen Arbeitgebern und eingeborenen Arbeitern vermitteln soll, hängt hiermit zusammen.

Die vielbesprochene Arbeiternot besteht zurzeit in den Plantagen Usambaras nicht. In verschiedenen Fällen war der frühere Arbeitermangel einzelner Betriebe auf schlechte Behandlung zurückzuführen, dann wiederum hielt das Klima vor Uebernahme von Arbeit ab, so in einzelnen Unternehmungen Westusambaras, wo das Thermometer nachts unter Null sinken kann, oder die Markt-, d. h. die Ernährungsverhältnisse, waren ungünstig.

Es sind viele Umstände, die Dernburg an Ort und Stelle kennen gelernt hat, welche bei der Arbeiterfrage mitsprechen und bei der Bearbeitung der staatlichen Maßnahmen jetzt Verwertung finden werden. Ehe man das Resultat hiervon kennt, ist es unrecht, zu schimpfen und zu wettern.

Als Resultat kann man zusammenfassend sagen:

Die Dernburg-Reise drängt zu der Anschauung, daß die Eingeborenen als der wertvollste Bestand der Schutzgebiete zu betrachten sind. Wo das Land durch Verkehrswege erschlossen ist, haben sie heute schon bedeutende Ausfuhrwerte geschaffen und tragen durch Hüttensteuer und Zölle einen großen Betrag zu den Verwaltungskosten des Landes bei. Durch Belehrung und Unterstützung seitens der Regierung, vor allem aber durch den Bau von Erschließungsbahnen, kann die Eigenproduktion der Eingeborenen so gesteigert werden, daß sie allein schon in der Lage ist, das fruchtbare und reiche Deutsch-Ostafrika für die deutsche Volkswirtschaft nutzbar zu machen. Die Produktionsfähigkeit ist je nach den Völkerschaften nicht gleich groß.

Während die Landschaften am Viktoria-See an Zöllen und Steuern einen Uberschuß über die auf sie entfallenden Verwaltungskosten erzielen, werden andere Landschaften vorläufig zurückbleiben. Im großen und ganzen aber wird ein Ausgleich stattfinden. Eine bessere Behandlung im allgemeinen ist geboten, um keinen zu großen Unterschied gegen Nachbargebiete und damit Unzufriedenheit, Unruhen und Auswanderung hervorzurufen. In der Arbeiterfrage sind die für sie in Betracht kommenden Momente an Ort und Stelle studiert worden, und die Organisation eines unabhängigen Arbeiter-

Kommissariats in Verbindung mit noch auszuarbeitenden Verwaltungsmaßnahmen soll versuchen, Abhilfe der Uebelstände zu schaffen.

2. Die Erschließung des Landes durch Eisenbahnen.

Die Wirkung der Ugandabahn auf die kommerzielle Erschließung der deutschen Länder am Viktoria-See ist der deutlichste Aufschluß über die Verkehrspolitik, die wir einzuschlagen haben. Im XI. Briefe habe ich die rapid wachsenden Zahlen der Ein- und Ausfuhr, sowie der Steuererträge von Buloba angeführt.

Das gleiche Verhältnis ungefähr besteht bei Muanza. Für das laufende Jahr ist ein weiterer Aufschwung zu verzeichnen.

Nur dem Bahnbau ist die Erschließung dieser Länder zu verdanken. Dies lehrt uns, daß wir Bahnen bauen müssen, wenn wir die landwirtschaftliche Produktionsfähigkeit der zehn Millionen Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas ausnutzen und uns höhere Einnahmen aus Zöllen und Steuern verschaffen und die Eingeborenen kaufkräftig machen wollen.

Viele — die meisten — Stimmen verlangen den Bau einer deutschen Bahn nach dem Viktoria-Nyanza, um die reichen Erzeugnisse der Länder am See abzufahren. Wir glauben, daß die Herstellung dieser Bahn, wenn sie überhaupt gebaut werden soll, erst in zweiter und dritter Linie in Frage kommen darf, denn die Gebiete am See sind ja durch die Ugandabahn mit anschließender Dampferfahrt auf dem See dem Verkehr bereits zugänglich gemacht, und wir müssen neue Gebiete erschließen. Die Engländer nehmen uns nichts fort. Wenn es sich um eine finanziell rentierende Bahn handelte, dann wäre die Forderung des sofortigen Baues einer deutschen Bahn nach dem Viktoria-See gerechtfertigt. Die Ugandabahn verzinst sich aber nur mit $\frac{3}{4}\%$. Bauen wir eine Konkurrenzbahn, so haben die Engländer ebenso wie wir nur Unterbilanz.

Wir dürfen recht froh sein, daß der Bau der britischen Bahn für uns so günstigen Erfolg gehabt hat, und wir müssen uns bestreben, unter möglichst schneller Fortführung der Stichbahn, welche jetzt bis Morogoro geht, eine Zentralbahn zu schaffen, welche zunächst in Tabora ihren Endpunkt findet, später aber an den Tanganyka-See weiterzuführen wäre. Daß die Usambarabahn, welche heute mit Nutzen arbeitet, nach dem Ansiedlungsgebiet am Kilimandscharo weiterzuführen ist, bedarf für den Kolonialkenner wohl keiner Ausführungen. An Finanzbahnen, d. h. Bahnen, die finanziellen Gewinn abwerfen, ist vorläufig nicht zu denken. Kolonialbahnen können aber an sich unrentabel sein und dennoch eine ganze Kolonie rentabel machen.

Die Ugandabahn beispielsweise verzinst sich nur mit dreiviertel Prozent, erfordert also einen Zuschuß der Engländer; sie ermöglicht aber die Erhebung von Zöllen und Steuern, von denen die Existenzfähigkeit der Kolonie abhängt.

Da die zu bauenden Erschließungsbahnen keine Finanzbahnen sind, kann der Privatmann sie nicht in Betrieb nehmen, sondern nur der Staat.

Bei der heutigen Finanzlage des Reiches sind hohe Anforderungen unmöglich, und deshalb wird Dernburg sich wohl, bis das Schutzgebiet eine bessere Finanzlage aufweist oder finanziell auf eigenen Füßen steht, auf die Anforderung der Zentralbahn über Morogoro nach Tabora und die Verlängerung der Usambarabahn nach dem Kilimandscharo beschränken.

3. Die Zunderfrage.

Das indische Element spielt im Handel von Deutsch-Ostafrika eine Hauptrolle. Neben den mittleren und großen Kaufleuten überschweben eine große Anzahl Kleinhändler mit fliegenden Läden das Land. Es fragt sich nun, ob die landläufige Ansicht richtig ist, daß dies für die Entwicklung der Kolonie ein großer Schaden sei. Als Hauptgründe werden angeführt: die Zunder trügen das Geld außer Landes; sie bewucherten und betrügen die Neger; an ihre Stelle könnten Hunderte, ja Tausende von Deutschen als Handelsleute treten.

Es ist nicht richtig, daß die Zunder heute noch das Geld für die Waren allein nach dem Ausland, besonders Indien bringen, denn ihre Hauptlieferanten sind deutsche

Großfirmen wie die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, Hausing, Oswald usw. — hauptsächlich nur diejenigen Waren, welche in Indien so billig hergestellt werden, daß die Deutschen nicht mit ihnen konkurrieren können, so z. B. einige Baumwollstoffe, werden aus Indien bezogen. Der deutsche Kaufmann aber wird dieselbe Bezugsquelle wählen, wenn er größeren Vorteil davon hat. Die Einfuhr aus Indien zu erschweren oder ganz zu unterbinden zugunsten der deutschen Industrie wird Aufgabe der späteren Zollpolitik der Kolonie sein, wenn das Reich durch die jetzt bestehenden Verträge nicht mehr gebunden ist.

Es ist zutreffend, daß die Zuder die Neger betrügen. Hier ist es Aufgabe der Behörde, soviel wie möglich zu wachen und durch strenge Strafen abschreckend zu wirken. Der beste Schutz liegt aber immer in der Konkurrenz, welche sich die Zuder selbst machen. Der Neger erkennt bald, wo er vorteilhafter kauft oder verkauft, und wendet sich dann dorthin. Nehmen wir einmal an, der Deutsche könnte das tropische afrikanische Klima auf die Dauer vertragen, so kämen als Kleinkaufleute, welche die Zuder ersetzen, Leute in Frage, welche sich mit einem jährlichen Gewinn von 1000 bis 1200 Mk. begnügen müßten. Um mit einem so geringen Einkommen in Afrika zu leben, werden sich wenige zur Auswanderung bereit finden, denn es ist unendlich viel leichter, das in Deutschland zu erzielen. Diejenigen aber, die solches Einkommen zur Ansiedlung lockt, würden Elemente sein, die um kein Haar breit besser mit den Negern umspringen würden, als die Zuder. Es würde dann die Gefahr entstehen, daß der Deutsche durch die kleinen Händler, die mit den Eingeborenen um den Heller feilschen, das Ansehen verlöre, das erforderlich ist, um die Macht des kleinen Häufleins Weißer unter Millionen Farbiger aufrecht zu erhalten.

Der Deutsche würde auch niemals so einfach und bedürfnislos leben können wie der Zuder, hätte also ganz andere Spesen, und müßte seine Waren teurer verkaufen, was wiederum im Gefolge hätte, daß die Kaufkraft der Schwarzen überschritten und weniger deutsche Waren abgesetzt würden. Der Hauptgrund, weshalb der Zuder nicht durch den deutschen Kleinhändler ersetzt werden kann, liegt im Klima, denn der Deutsche kann nicht eine Reihe von Jahren im Lande bleiben, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen. In der Zeit seines Aufenthalts kann er als Kleinhändler nicht genug verdienen, um zu Hause neu anzufangen. Und dann ist er meist durch das Leben als Herr in afrikanischer Freiheit für die Heimat verdorben.

In den fliegenden Händlern, die weit im fast noch unbekanntem Innern ihre Läden aufschlagen, sehe ich für unsere Kolonialzwecke einen Vorteil, denn diese Kaufleute erwecken in den Wilden die Kauflust: sie erziehen sie allmählich und unbewußt zu Bedürfnissen, die der deutschen Industrie zugute kommen.

4. Die verschiedenen Kulturen im Plantagenbetrieb.

Wer vorurteilsfrei Usambara bereist, der muß den Eindruck gewinnen, daß es deutschem Opfermut und Fleiß und deutscher Zähigkeit in hartem Ringen gelungen ist, nach vielen anfänglichen Mißerfolgen eine Reihe blühender Plantagen zu schaffen, die guten Gewinn abwerfen.

Man hatte sich anfangs auf Kaffee geworfen, heute wird wohl niemand mehr ernstlich behaupten, daß diese Kultur für Usambara noch in Frage kommt, denn die Ernten sind zu gering und die Pflanzungen, die von früher her noch am Kaffeebau festgehalten haben, arbeiten mit Verlust. Am Kilimandscharo und auch bei den Bäumen der wilden Kaffeeart in Bukoba ist der Ertrag der Ernte eines Baumes vier- bis achtmal so stark als in Usambara. Ein Teil der früheren Kaffeeplantagen ist mit gutem Erfolg zum Anbau und der Verarbeitung von Sisalagaven (Hanf) und zur Kautschukgewinnung (meist der Kautschukbaum *manihot glaciövii*) übergegangen.

Gegenwärtig machen die Inhaber von Sisalagavenplantagen glänzende Geschäfte. Da man aber in allen tropischen Gegenden, wo Sisal gedeiht, eifrig bemüht ist, die günstige Konjunktur auszunutzen, wird ein Preisrückschlag nicht mehr lange auf sich warten lassen. Nun kann zwar der Pflanzler einen ganz gehörigen Preisrückgang ruhig ertragen und doch noch dabei verdienen, auch wird die Verwendung des Sisalhanfes

steigen, wenn er billiger wird, aber dennoch kann ich mich der Furcht nicht verschließen, daß eine Überproduktion möglich ist. Die Konjunktur ist jetzt zu günstig, als daß sie nicht zur Überproduktion herausfordern sollte. Bis wir aber soweit sind, daß Sisal nicht mehr rentabel ist, gehen noch einige Jahre ins Land.

Es ist allgemein bekannt, wie stark der Bedarf an Kautschuk ist. In Ostafrika wird er jetzt als Plantagenerzeugnis gebaut, und die Pflanzungen, die seine Kultur betreiben, rentieren gut. *Manihot glaciivii* ist die Art, welche überall gebaut wird. Aus der Rinde dieses Baumes wird der Gummi gewonnen.

Da *Manihot glaciivii* in beliebig kleinen Beständen angepflanzt werden kann, eignet er sich vorzüglich zur Eingeborenenkultur. Auf die Dauer werden daher die Kautschukplantagen mit denjenigen Kolonien, in welchen die Kautschukgewinnung als Raubbau betrieben wird, und mit den ostafrikanischen Eingeborenen als Kleinpflanzer von Kautschukbäumen nicht konkurrieren können.

Die Pflanzer haben dies auch empfunden und sind daher beim Staatssekretär dahin vorstellig geworden, daß den Eingeborenen der Kautschukhandel und die Kaut-



12. Die katholische Mission in Ndala, Dernburg erwartend.

schulgewinnung erschwert bezw. ganz unmöglich gemacht werden solle. Doch auch hier hat es noch gute Weile, bis die Konjunktur ungünstig wird.

Die rentabelste und sicherste Kultur wird wohl der Bau der Kokospalme bleiben, sofern der Boden auf Durchlässigkeit und Grundwasser genügend untersucht ist. Der Anbau der Kokospalme darf noch sehr in die Höhe gehen, es wird doch noch immer auf dem Fettmarkt für die Kopra Verwendung sein.

Jetzt wirft die Kokospalme 20 bis 30% Reingewinn ab. Aber es ist eine Anlage für Rentiers, denn die Palme bedarf bis zu ihrer vollen Ertragsfähigkeit eines Zeitraumes von 7 bis 8 Jahren; so lange heißt es warten.

Wer sich in der Kolonie mit Kapital betätigen will, dem möchten wir raten, sich näher über die Kokospalmenkultur zu unterrichten.

Der Baumwollanbau befindet sich noch im Stadium des Versuchs, da, wo er einschlägt, ist er das lukrativste Geschäft, das man sich denken kann. Wo Bewässerung möglich ist, scheinen sehr gute Aussichten zu sein.

Auf dem Rückmarsch von Tabora trafen wir keinen einzigen fließenden Fluß, dagegen in den Flußbetten überall auf 1½ bis 2 Meter tiefe Wasser, und die Eingeborenen hatten dort hübsche Gärten und Baumwollfelder angelegt.

Wenn sich die Vermutung bestätigt, die viel Wahrscheinlichkeit hat, daß dort die Flüsse unterirdisch fließen, dann hätte man das schönste Baumwollland zum Plantagenbetrieb und für Eingeborenenkultur; denn dann wäre Bewässerung möglich. Daß Baumwolle dort gedeihen kann, zeige die Baumwollpflanzung des Herrn Wiegand in Nera und zeigten uns die von Negern bestellten Baumwollfelder. Jetzt ist die Ernte aber vom Regenfall abhängig.

Es wird eine dankbare Aufgabe der Regierung und des Kolonialwirtschaftlichen Komitees sein, die Wasserverhältnisse in Unjamvesi und im Muanzabezirk zu untersuchen. Ich glaube, daß es dann angenehme Ueberraschungen geben wird, die sich auch für Baumwolle ausnutzen lassen werden, da dann die Unabhängigkeit von Niederschlägen gesichert ist.

Natürlich hat die Reise des Staatssekretärs Dernburg außer dem Angegebenen eine Fülle anderer Ergebnisse gebracht, darunter auch organisatorischer Art auf dem Gebiete der Verwaltung. Hierauf jetzt schon näher einzugehen widerspricht dem Zweck der Reiseberichterstattung, welche nur das Wichtigste hervorheben kann.

XXIII.

Schlusswort.

Dernburg im Gegensatz zu den Kolonisten. — Unstimmigkeit zwischen dem Staatssekretär und dem Gouverneur Freiherrn v. Rechenberg. — Der Gouverneur.

Mit dankenswerter Objektivität ist von der Kommission des wirtschaftlichen Verbandes der Nordbezirke das Ergebnis der in Brief XIX und XX geschilderten Verhandlungen zwischen dem Verband und dem Staatssekretär Dernburg als Beilage der in Tanga erscheinenden Usambarapost veröffentlicht worden.

Ein Teil der deutschen Presse hat aus diesen Verhandlungen den Schluß gezogen, es sei eine unüberbrückbare Kluft zwischen dem Leiter der Kolonialverwaltung einerseits und den Pflanzern, Kaufleuten und Ansiedlern andererseits entstanden. Eine wahre Erbitterung herrscht gegen Dernburg, so schlecht habe er die Deutschen im Schutzgebiet im Gegensatz zu den Eingeborenen behandelt. Was ist hieran Wahres? Wenn in irgend einem großen geschäftlichen Unternehmen oder einem Staatsamte ein Wechsel in der leitenden Person eintritt, so gibt es eine Menge von Interessenten, die aus diesem Wechsel einen Vorteil zu ziehen hoffen. Oft sind diese Interessenten entgegengesetzter Natur, und es ist klar, daß nur einige wenige Berücksichtigung finden können. So war es auch, als Dernburg die Leitung des Reichskolonialamts übernahm, und mit fester Hand in die Zügel griff, um zu versuchen, den Kolonialkarren wieder flott zu machen. Es gab da in unseren Kolonien nicht ein geschäftliches oder landwirtschaftliches Unternehmen, nicht einen Ansiedler, nicht eine Kategorie von Beamten oder Militärs, die nicht gehofft hätten, daß der neue Herr ihnen Vorteil bringen, ihren persönlichen Interessen dienen könne.

Der plötzliche Umschwung in den Verhältnissen unserer Kolonialverwaltung und der Eindruck der damaligen politischen Vorgänge war so groß, daß ein solcher Optimismus wohl zu verstehen ist.

Nun kam Dernburg nach Deutsch-Ostafrika. Aber für ihn galt es nicht, das Wohl und Wehe des Einzelnen zu untersuchen und, sich populär machend, die Einzelnen zu befragen: „Nun, mein lieber A., wo drückt dich der Schuh? Und du, mein lieber B., wer hat dir auf die Hühneraugen getreten?“

Für ihn kam es darauf an, zu untersuchen, wie er die Kolonie der versprochenen kommerziellen Erschließung würde entgegenführen könnte.

Nach allem, was ich auf der Reise gesehen und erlebt habe, glaube ich sagen zu können, daß Dernburg es für seine Aufgabe hält, abzuwägen, welche Interessen den Zielpunkten der deutschen Kolonialpolitik dienen können. Für ihn gibt es nur diese eine große Aufgabe, die er verfolgt, und davor müssen Interessen persönlicher Art zurücktreten.

Es ist sowohl in Telegrammen, als auch in den Berichten von Zeitungskorrespondenten ausgetreut worden, Dernburg sei ein Gegner der Plantagenkulturen und lege auf ihre Entwicklung gar keinen Wert. Derartiges habe ich nie aus seinem Munde vernommen, wohl aber, daß er nicht in den Plantagen allein das Heil der Kolonie sieht, sondern in noch höherem Maße nach den Erfahrungen im Seengebiet in der Entwicklung der Eingeborenenkulturen. In einem Punkte ist er Gegner der Plantagen, nämlich da, wo es sich um ungesunde Gründungen handelt, die nicht existenzfähig sind, und die das deutsche Kapital und den guten Ruf unserer wertvollen ostafrikanischen Kolonie gefährden.

Nicht jedem ist es gegeben, mit diplomatischem Geschick einen Bittenden mit bestrickender Liebenswürdigkeit, langatmigen Erklärungen und nichts sagenden Redensarten so abzufertigen, daß er trotz der Absage noch eine Hoffnung hat und den angenehmen Trost mitnimmt, daß der Wert seiner eigenen lieben Person voll und ganz erkannt sei. Auch Dernburg fehlt diese Gabe; er gibt unverblümt seiner Meinung Ausdruck, und dadurch hat er wohl manchem, der hoffnungsfreudig zu ihm kam, unwillkürlich vor den Kopf gestoßen.

Erst Dernburgs späteres Verhalten den Pflanzern gegenüber kann Aufschluß darüber geben, ob er ihr Gegner ist — wir glauben letzteres aber nicht —, bis dahin ist es unrecht, von einem scharfen Gegensatz und von der Vernichtung von Millionenkapitalien zu sprechen.

In der Kolonie wollte man auch gern an eine Unstimmigkeit zwischen Dernburg und dem Gouverneur, Freiherrn von Rechenberg, glauben. Der Verlauf der Reise bewies deutlich, daß dies verkehrt ist. Dernburg zeigte offen, wie sehr er die Kenntnis von Land und Leuten schätzt, die der Gouverneur besitzt. Die Politik in der Eingeborenenbehandlung, welche Dernburg einschlagen wird, ist sicherlich zum großen Teil auf den Einfluß des Herrn von Rechenberg zurückzuführen. Der Gouverneur ist ein vorsichtiger Herr, der den Optimismus von seiner Kolonie fernhalten möchte, um spätere Rückschläge zu vermeiden. Deshalb steht er neuen Unternehmungen zunächst immer skeptisch gegenüber, was zwar für die Betroffenen unangenehm, für die gesunde Entwicklung der Kolonie aber nur vorteilhaft ist. Bei seinem Fortgang aus Ostafrika betonte Dernburg ausdrücklich seine Übereinstimmung mit Gouverneur Freiherrn von Rechenberg in allen wichtigen Fragen.

Dernburgs Studienfahrt war reich an Anstrengungen und Gefahren für die Gesundheit. Wir müssen dem Staatssekretär und seinen Begleitern Dr. Rathenau, Geheimrat Balzer und Graf Henkel v. Donnersmarck Dank dafür wissen, daß sie in reiferem Mannesalter die großen Strapazen auf sich genommen und ihre Gesundheit aufs Spiel gesetzt haben, um unserer kolonialen Sache zu dienen.

Nicht versäumen möchte ich, an dieser Stelle Graf Henckels taktvolles, den meisten unbemerkbares Wirken als Adjutant hervorzuheben. Die inoffiziellen Begleiter Dernburgs hatten seiner Liebenswürdigkeit viel zu danken.

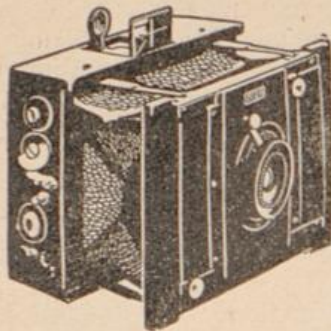
Mögen noch so viele schreien und zetern, die sich gekränkt oder zurückgesetzt fühlen oder denen es nicht gelungen ist, die erhofften persönlichen Interessen bei dem neuen Herrn durchzusetzen: es wird dennoch eine unleugbare Tatsache bleiben, daß die Dernburg-Reise in der Entwicklungsgeschichte Deutsch-Ostafrikas einen Meilenstein gewaltigen Aufschwungs bildet. Wir zweifeln nicht daran, daß es Dernburg gelingen wird, die verheißene kommerzielle Erschließung des Landes durchzuführen.

Schon die Reise an und für sich das Interesse, das sie in Deutschland erweckte, und die Kenntnis der Kolonie, die sie in alle Kreise unseres Volkes getragen hat, war der richtige Schritt hierzu.



GOERZ

ANSCHÜTZ- KLAPP- ANGO
KAMERA



Objektiv: Goerz-Doppel-Anastigmat.
Leicht, stabil, kompensiös und elegant.

Neues Modell.

Von außen verstellbarer, geschlossen aufziehender Schlitzverschluß für Zeit-, Ball- und Momentaufnahmen (bis $\frac{1}{1000}$ Sekunde). Ansatz zur Benutzung der Hinterlinse.

TRIEDER - BINOCLES



Prismenfernrohre für Theater, Jagd, Reise, Sport, Militär und Marine.

Produktion:
über 130000 Stück.

In der deutschen und in ausländischen Armeen als offizielle Dienstgläser eingeführt. Spezialmodelle für Theater, Jagd und Marine.

GOERZ - ANSCHÜTZ - KLAPP- TROPEN - ANGO
KAMERA

Spezialmodell für Tropen und Überseeländer.

Reich illustrierte Preisliste ist soeben erschienen und steht Interessenten gratis zur Verfügung.

Kataloge kostenfrei

Bezug durch alle einschlägigen Geschäfte und durch die

OPTISCHE ANSTALT **C. P. GOERZ** AKTIEN-GESELLSCH.

BERLIN - FRIEDENAU 246

LONDON PARIS NEW-YORK CHICAGO

Süsserott's Kolonialbibliothek

Gewidmet Sr. Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg

- Bd. I. **Ernst Tappenbeck, Deutsch-Neuguinea.**
Preis geb. M. 3.—. Mit zahlreichen Abbildungen
und 1 Karte.
- Bd. II. **Dr. C. Mense, Trop. Gesundheitslehre und
Heilkunde.** Preis geb. M. 3.—.
- Bd. III/IV. **Dr. Reinecke, Samoa.** Preis geb. M. 5.—. Mit
zahlreichen Abbildungen und 1 Karte.
- Bd. V. **Prof. Dr. Karl Dove, Deutsch-Südwest-
afrika.** Preis geb. M. 4.—. Mit zahlreichen
Abbildungen und 1 Karte.
- Bd. VI. **Ronald Ross, Das Malariafieber,** dessen
Ursachen, Verhütung und Behandlung. Übersetzt
von P. Müllendorf. Preis geb. M. 2.50.
- Bd. VII. **Prof. Dr. Fesca, Der Pflanzenbau in den
Tropen und Subtropen.** I. Teil. Preis
geb. M. 6.—.
- Bd. VIII. **Prof. Dr. Fesca, Der Pflanzenbau in den
Tropen und Subtropen.** II. Teil. Preis
geb. M. 5.—.
- Bd. IX. **Carl Pauli, Der Kolonist der Tropen als
Häuser-, Wege- und Brückenbauer.**
Mit 59 Abbildungen und 4 Tafeln. Preis ge-
bunden M. 1.50.
- Bd. X. **Ernst Tappenbeck, Wie rüste ich mich
für die Tropenkolonien aus?** 4. bis
6. Tausend. Preis geb. M. 1.80.
- Bd. XI. **C. von Pommer-Esche, Die Kanarischen
Inseln.** Mit vielen Abbildungen. Preis ge-
bunden M. 1.50.
- Bd. XII. **P. Salesius, Die Karolineninsel Jap.** Mit
vielen Abbildungen. Preis geb. M. 4.—.
- Bd. XIII. **Kolonial-Kochbuch.** Herausgegeben im Auf-
trage des Kolonialwirtschaftlichen Komitees.
Preis gebunden M. 5.—.
- Bd. XIV. **Dr. Bongard, Wie wandere ich nach deut-
schen Kolonien aus?** Preis geb. M. 1.—.
- Bd. XV. **Dr. jur. W. Höpfner, Das Schutzgebiets-
gesetz.** Preis M. 3.50.

Die Sammlung wird fortgesetzt!

Dingeldey & Werres

Erstes Deutsches Ausrüstungsgeschäft
für Tropen, Heer und Flotte

Früher: **v. Tippelskirch & Co.**

BERLIN W., Potsdamerstraße 127/128

Bank-Konto: Deutsche Bank
Telephon: Amt VI, 3963/3964.

Codes: Staudt & Hundius 1882/1891
A. B. C. 5th Edition
Telegramm-Adresse: Tippetip Berlin.

Fabrik: N., Usedomstraße 21

Musterlager
erster Firmen.

Grand Prize
Weltausstellung
St. Louis 1904
und
13 andere Preise.



Eigene
Fabrikation.

Goldene
Medaille
Kolonialausstellung
Berlin 1907
und
13 andere Preise.

The Germans to the front
(Eingetragene Schutzmarke)

Komplette Ausrüstungen und Bekleidung
für

überseeische Reisen und Expeditionen
sachgemäß gearbeitet und zusammengestellt.

Hochelegante Civilanzüge

Reise-, Jagd-, Bord-, Tennis - Anzüge,
Koffer, Taschen, Zelte, Betten, Stühle usw. usw.

**Kostenanschläge und Kataloge werden
auf Wunsch kostenlos und frei zugesandt.**

Passage-Bureau für „Nordd. Lloyd“ — „Servizio Italo-Spagnuolo“ — „Österr. Lloyd“.

Druck von Grehner & Schramm, Leipzig.

G. LOGEMANN
Buchbladerei
Bremen.



